

Ein Don Quijote unter den Argonauten des Apollonios*

Von Hermann Fränkel, z. Zt. Freiburg i. Br.

Die «Argonautika» des Apollonios sind ein episches Gedicht von etwa der halben Länge der Odyssee. Es erzählt die abenteuerliche Fahrt der Argonauten von Thessalien nach dem Kolcherland am Kaukasus (Buch I und II), die aufregenden Begebenisse am Ziel (III) und die Rückreise auf weiten Umwegen (IV). Ein griechischer König hatte seinen Neffen Jason, dessen Tod er wünschte, in den fernen Osten gesandt, mit dem heiklen Auftrag das Goldene Vlies zu holen. Der Besitzer des Vlieses war der mächtige Kolcherkönig Aietes, ein Sohn des Sonnengottes und der Vater Medeas. Da ein einzelner der Aufgabe nicht gewachsen sein würde, schlossen sich auf Jasons Einladung Helden aus allen griechischen Landen dem Zuge an. Aber selbst diese erlesene Schar konnte nicht aus eigener Kraft und Einsicht allein alle Krisen des Unternehmens glücklich überstehen: über den Argonauten wachten die Götter, gaben ihnen Weisungen durch den Mund von Propheten und standen ihnen mehrmals auch auf andere Weise bei. Das Schiff Argo, nach dem die Teilnehmer 'Argonauten' genannt wurden, war unter Athenas persönlicher Leitung eigens für diese Reise gebaut worden.

Unter den Argonauten war Peleus, der Vater Achills, und andere Väter von Helden des troischen Krieges. Die Erzählung versetzt uns also in eine Vergangenheit, die noch vor den Ereignissen von Ilias und Odyssee lag, während der Erzähler seinerseits lange nach Homer lebte, und sogar nach der klassischen Zeit griechischer Literatur und Kunst. Apollonios von Alexandreia und Rhodos schrieb die Argonautika in der frühbellenistischen Periode, um die Mitte des 3. Jahrhunderts v. Chr. Das Epos verbindet archaisierende homerische Züge mit modern hellenistischen; und es verbindet auch, in typisch hellenistischer Weise, eine gewisse Art von Romantik mit einer gewissen Art von Realismus. Die Fabel ist durchsetzt mit märchenhaften Wundern, und Medeas wirkungskräftige Magie spielt darin eine entscheidende Rolle; anderseits aber sind die Personen, die sich inmitten der übernatürlichen Begebenisse bewegen, von recht natürlicher und glaubwürdiger Art und nicht allzu verschieden von gewöhnlichen Menschen der hellenistischen Epoche – oder auch von Menschen unsrer eigenen Tage. Sie sind echte Menschen mit beweglichem, ja labilem Gemüt, furchtsam in der Gefahr, auch wenn sie ihr schließlich doch gewachsen sind, hilflos in der jeweiligen Situation verfangen bis zur Verzweiflung, mehr oder weniger beschränkt im Ausblick über den gegenwärtigen Augenblick hinaus, mehr oder weniger töricht oder klug, gedankenlos oder besinnlich. Wie nimmt es sich nun in unserm Epos aus, wenn solche Menschen

* Vortrag an der Universität Zürich, für den Druck erweitert.

als Sagenhelden agieren? Darauf hin wollen wir uns die Schar der Argonauten bei Apollonios ein wenig näher ansehen.

Es waren «beste Männer»¹ aus göttlichem Geblüt, die mit Jason nach Kolchis zogen. Sie standen alle in etwa gleichem Heldenrang, denn es gab unter ihnen keine Gestalt von absolut überragender, die Genossen gleichsam erdrückender Größe. Hätte sich unter den Argonauten ein absoluter Held befunden oder mehrere, so hätte sich das Unternehmen wesentlich anders gestaltet als es nach Apollonios geschehen ist. Nicht mit knapper Mühe wären die mancherlei Abenteuer überstanden worden, die sich im Lauf der Expedition einstellten, sondern gleichsam spielend; alle Gefahren, die von Gegnern drohten, hätten dank der physischen und moralischen Stärke jener Einzelnen ihren schweren Ernst verloren, und keine Not hätte zu wirklicher Sorge Anlaß geben können. Auch die Schwierigkeiten nautischer Art wären beinahe harmlos geworden, wenn den Argonauten während der ganzen Fahrt zur Fortbewegung des Schiffes die Riesenkräfte eines Herakles zur Verfügung gestanden hätten, die er einmal im Anfang bei einem sportlichen Dauerrudern zur Geltung gebracht hat (I 1161–63). Über den gesamten Verlauf des Zuges hätte sich dann eine Atmosphäre von heiterer Sicherheit gebreitet, die gewiß nicht den Intentionen dieses Dichters entsprach².

Das sind nun zwar hypothetische Spekulationen, aber sie entbehren nicht einer authentischen Legitimation. Denn Apollonios hat selbst eine Anzahl von Hinweisen ähnlichen Sinnes in sein Gedicht eingeflochten, Hinweise darauf, wie anders im andern Falle die Dinge verlaufen sein würden. Im Katalog der Teilnehmer, der im Eingang des Epos geboten wird, heißt es: Theseus und Peirithoos waren nicht mit dabei, weil sie zur Zeit in der Unterwelt gefangen saßen, sonst würden sie der Gesamtheit die schweren Mühen erleichtert haben (I 103f.); Theseus war ja der zweitgrößte der griechischen Nationalhelden. Der gewaltige Meleager nahm zwar teil am Zug, aber nach Apollonios war er damals eigentlich noch ein Knabe (III 519f.), und der Bruder seines Vaters begleitete ihn als sein Erzieher; wäre er (so lesen wir) nur ein einziges Jahr älter gewesen, so hätte ihn an Heldenrang Herakles allein übertroffen (I 190–99). Und was nun Herakles selbst angeht, den mächtigsten aller griechischen Sagenhelden, so war er allerdings beim Auszug auch unter den Argonauten; aber er schied bald aus infolge eines Zufalls, der, wie Apollonios berichtet, von Zeus selbst veranlaßt war (II 154), weil Zeus seinem Sohn eine andere Laufbahn zugeschrieben hatte, die ihn schließlich als neuen Gott in den Olymp führen sollte (I 1315–20); im II. Buch (144–53) meint nach dem Kampf mit den Bebrykern ein ungenannter Argonaut: Wäre Herakles weiterhin auf der Argo verblieben, so hätte er von vornherein auf die unverschämte Forderung des Amykos mit einem Keulenschlag geantwortet, so daß es Polydeukes nicht mehr nötig gehabt hätte sich im sportgerechten Faustkampf zu bewähren, und gewiß würde

¹ Am häufigsten bezeichnet Apollonios die Argonauten insgesamt als ἀριστῆς; das Wort Ἀργοναῦται selbst, nach dem das Epos seinen Titel trägt, war ja im Hexameter nicht verwendbar.

² Vgl. Mus. Helv. 14 (1957) 9ff.

auch in Zukunft jeder einzelne Mann am eigenen Leibe zu spüren bekommen, wie grundfalsch es war sich von diesem Kämpfen zu trennen (vgl. auch II 774f.); und im III. Buch (1232–34) sagt Apollonios von dem Kolchekönig Aletes, dem schlimmsten Feind der Argonauten: nur Herakles wäre ihm im Kampf gewachsen gewesen und keiner der andern, aber gerade Herakles («den besten aller Gefährten» nach I 1285f.) habe man ja in weiter Ferne zurückgelassen. Wir werden auch bald (S. 4) eine Andeutung darüber zu hören bekommen, wie es mit Jasons Ruhm bestellt sein würde, wenn Herakles den Zug bis zum Ende mitgemacht hätte (I 1292f.). Kurz: der Dichter war sich des Fehlens (oder der Ausschaltung) von Helden singulären Ranges bewußt, und er hat auch seine Leser darauf aufmerksam machen wollen, daß sich aus diesem Grunde die sämtlichen Argonauten selber schlecht und recht durchhelfen und weidlich plagen und abängstigen mußten³.

Auch im Charakter sind die Argonauten wenig voneinander verschieden⁴. Von den 55 Teilnehmern bleiben die meisten bloße Namen und gehen in der einheitlich handelnden und leidenden Masse unter. Nur eine Minderheit tritt gelegentlich einzeln für eine kurze Zeit hervor, wobei sich dann auch Nuancen besonderen Wesens geltend machen können, aber kaum scharf ausgeprägte Charaktere abzeichnen⁵, abgesehen von der eingeschränkten Rolle, die Herakles im Argonautenkreis beschieden war.

Das geringe Maß von individualisierender Charakterzeichnung bei den Argonauten des Apollonios ist so normal, daß wir hier kein weiteres Wort darüber zu verlieren brauchen. Auf zwei Gestalten aber trifft nicht zu, was wir eben ausgeführt haben; ja sie fallen überhaupt aus dem Rahmen dessen, was wir in einem griechischen Heldenepos erwarten. Die eine, höchst markante, Ausnahme ist eine Figur, die für den Verlauf der Handlung ohne Belang ist, aber als Person exzentrisch in einer Weise, die uns an Don Quijote denken läßt. Die andere Ausnahme ist die Hauptfigur, Jason; der Mann, dem sich die andern als freiwillige Helfer zur

³ Ehe ich auf die oben vorgeschlagene Deutung verfiel, hatten mir die eben angeführten Stellen (und besonders II 145–53, III 1232–34) nie recht eingeleuchtet: Warum sollte sich der Dichter in solchen hypothetischen Betrachtungen ergehn?

⁴ «Die Charakteristik der Personen in Ap.’ Arg.» ist in der Dissertation von Adalbert Hübscher (Freiburg i. Ue. 1940) behandelt.

⁵ Eigentlich weist unter den Argonauten (abgesehen von Herakles, Idmon und Jason) nur Peleus, mit seiner durch nichts zu dämpfenden Zuversicht, einen nur ihm eigentümlichen Wesenszug auf; in II 1220–25 ist sein Optimismus (sei dieser nun echt oder ein wenig forcier) von keiner realistischen Einschätzung der Kräfteverhältnisse angekränkelt (vgl. z. B. III 1232–34, IV 338f.). Nur minimalen Gebrauch macht die Darstellung des Apollonios von den märchenhaften Gaben einiger Argonauten (die Boreaden können fliegen, Lynkeus hat überscharfe Augen, Euphemos vermag auf dem Wasser zu laufen); s. Mus. Helv. 14 (1957) 4 Anm. 3. Wohl aber treten einzelne dank ihren sozusagen fachlichen Leistungen aus der Masse heraus: die beiden Steuerleute der Argo, Tiphys und Ankaios; der Schiffsbauer Argos, der den Stapellauf der Argo leitet (I 367–93); der Meister der Boxkunst Polydeukes; die Seher Idmon und Mopsos mit ihrem okkulten Wissen und Verstehen; und der Priester und Sänger Orpheus, dessen musicale Kunst geradezu wunderbare Wirkungen zeitigt (I 572–79). Jedoch beschäftigen wir uns in diesem Aufsatz nur mit solchen individuellen Eigenheiten, die im Charakter der Personen und ihrem allgemeinen geistigen Habitus verwurzelt sind, und nicht mit Gaben oder Kenntnissen spezialisierter Art.

Verfügung gestellt und die Leitung des Unternehmens übertragen haben: gerade er erscheint als unzulänglich, wenn wir ihn an dem konventionellen Helden-typos messen.

Oft schon ist an dem Jason des Apollonios gerügt worden, daß ihm die eigentlichen Führerqualitäten abgingen. Die schwierige Aufgabe, die ihm gestellt ist, begeistert ihn nicht, sondern sie lastet auf ihm. Es fehlt ihm das konventionelle heldische Temperament, der vitale Tatendrang und das instinktive Selbstver-trauen. Er ist vorsichtig und von Bedenken gequält; Entschlüsse fallen ihm schwer. Dies zeigt sich z. B. bei dem heftigen Streit, der unter den Argonauten ausbrach, als man Kios verlassen hatte; man war in aller Eile abgefahren, weil ein günstiger Wind einsetzte; erst als es hell wurde und man schon auf hoher See war, bemerkte man, daß Herakles an Land zurückgeblieben war; manche verlangten, man sollte umkehren, um ihn zu holen, während andre darauf bestanden, daß man weiter das günstige Wetter ausnutze, statt zu wenden und (vgl. 1299) gegen Wind und Wellen anzukämpfen (I 1286):

Jason, in betroffener Ratlosigkeit, sprach sich weder im einen noch im andern Sinne aus; er saß und verzehrte sich tief im Innern wegen des schweren Fehlers, der begangen war. Telamon aber ergrimmte und sprach: «Ja sitz du nur stumm da: dir kommt es zugute, daß Herakles zurückgelassen wurde; du hast es selbst ins Werk gesetzt, damit dich seine Glorie in Hellas nicht in den Schatten stellt, wenn uns die Götter die Heimkehr gewähren ...

Der Freund des Herakles hat also in seiner Empörung Jasons Unentschiedenheit mißdeutet; dieser Jason ist nicht leicht zu durchschauen für einen Helden der konventionellen Art. In Wahrheit wird Jasons Haltung so zu verstehen sein, daß dem verantwortungsbewußten Mann das Dilemma unlösbar war, weil die Forderung der großen Aufgabe ebenso gebieterisch vorwärts drängte, wie die Loyalität gegenüber dem Kameraden (vgl. 1337–43) rückwärts zog. Aber davon sagt der zurückhaltende Dichter nichts aus, und hier wie oft bleibt der Jason des Apollonios als die Hauptfigur des Epos enttäuschend; um so mehr enttäuschend, als Apollonios einem andern Argonauten eben jene blühende Frische verliehen hat, die wir an Jason vermissen⁶. Das anscheinende Versagen des Dichters in einem Kernstück der gesamten Konzeption ist ein Problem von beunruhigendem Ausmaß.

Ich glaube nun, daß uns der Text des Epos selbst einen eigenartigen Schlußel zur Lösung des Jason-Problems liefert. Um dies aufzuzeigen, würde man normaler-weise von den einschlägigen Textstellen ausgehen und an Hand des Materials allmählich die These erstehen lassen, auf die man es abgesehen hat. In unserem Falle aber scheint das umgekehrte Verfahren angebracht zu sein. Ich will zunächst die These entwickeln, die ich vorschlagen möchte, im Prinzip und in abstracto; erst dann werde ich daran gehen, die Theorie aus dem Text zu belegen und mit konkretem Gehalt zu füllen.

⁶ Nämlich Peleus; s. die vorige Anmerkung.

Die These ist die folgende:

1. Wenn der Jason des Apollonios den Ansprüchen nicht genügt, die wir unwillkürlich an einen Führer großer Helden stellen, so beruht das nicht darauf, daß sich der Dichter zwar ein hohes Ziel gesetzt hätte, aber nicht die Kraft hatte es zu erreichen. Vielmehr wußte Apollonios, was er tat; er hat es von vornherein so gewollt, wie er es gemacht hat; und er ist so verfahren, als hätte er die Einwürfe vorausgesehen, die man gegen den unkonventionellen Charakter seines Helden vorbringen könnte, und als hätte er sie im voraus beantworten wollen.

2. Angenommen, das eben Gesagte trifft zu: wie würde ein epischer Dichter dabei zu Werke gehen? Natürlich konnte er über eine kunstkritische Frage nicht theoretisch diskutieren, wie sein Zeitgenosse Kallimachos in seinem großen elegischen Gedicht, dessen Gattung Erörterungen beliebiger Art erlaubte. Ein epischer Dichter wie Apollonios wird das Problem zu einem Bestandteil der epischen Handlung machen.

3. Apollonios könnte z. B. eine Kontrastfigur zu seinem Helden erfinden; diese Folie würde, in extremer Schärfe, diejenigen Züge aufweisen, die der Dichter seinem Jason nicht zu verleihen wünschte; und durch diese Figur würde der Dichter den von ihm verworfenen Heldentypos in einem solchen Lichte zeigen, daß es klar wird, warum er ihn verschmäht hat.

4. Wollen wir nun das Extrem des verschmähten Typos, das nach unserer These durch eine Folie zu Jason verkörpert ist, näher beschreiben, so könnte man es als 'automatisches' Heldentum bezeichnen. Das Schlagwort soll andeuten, daß die Natur des Helden so beschaffen ist, daß sie ihm automatischen Erfolg bei jedem Unterfangen sichert, wie schwierig, ja unmöglich es auch sei; daß er gegen Zufälle und Unfälle immun ist oder, um es echter griechisch zu formulieren, daß sein Dasein und Tun gegen göttliche Eingriffe gefeit ist; und schließlich, als das subjektive Korrelat, daß der Held zu sehr durchsättigt ist von dem stolzen Bewußtsein seiner unbegrenzten Fähigkeiten, um für irgendwelche Zweifel und Bedenken empfänglich zu sein. Wenn ein hellenistischer Dichter bei der Gestaltung seiner Hauptfigur für diesen archaischen Heldentypos keine Verwendung hatte, sei es auch in einer mildereren Form, so sind einige Gründe dafür von vornherein klar. So phantastisch auch die Fabel der Argonautensage in mancherlei Hinsicht ist: ein allmächtiger Übermensch wäre weder plausibel noch interessant. Ein Sterblicher, der nicht den Göttern und dem Zufall unterworfen ist, wäre überdies eine lebende Blasphemie, und er würde dem hellenistischen Glauben an Tyche zuwiderlaufen. Und schließlich: jemand, der nie von Zweifeln heimgesucht wird, müßte entweder als schlechthin dumm erscheinen oder als unerträglich eingebildet.

5. Die Foliengestalt in den Argonautika heißt Idas; es ist eben jener Mann, der uns an Don Quijote erinnert. Der Idas des Apollonios ist gleichsam ein Relikt aus der Urzeit, denn er repräsentiert einen Typus von Sagenhelden, der bereits in der altepischen Epoche, ein halbes Jahrtausend vor Apollonios, veraltet war; oder vielmehr: Idas bildet sich ein, er wäre solch ein Held, und verlangt von seinen

Kameraden und Mithelden, daß sie dem gleichen Ideal nachleben. In der Handlung des Epos vollbringt Idas zwei oder drei Leistungen läblicher, wenn auch in diesem Rahmen nicht außergewöhnlicher Tapferkeit, die im Vorübergehen erwähnt werden, während er bei einigen andern Gelegenheiten für eine kurze Zeit des vollen Rampenlichtes der Darstellung gewürdigt wird. Bei diesen Gelegenheiten erweist sich Idas als ein Ärgernis und eine Plage, nämlich als ein prahlender Störenfried, ein dreister Lästerer, ein erfolgloser Obstruktionist und ein störrischer Groller, und zwar jedesmal aus einem und demselben Grunde: wegen seiner verschrobenen Idee vom Wesen des Heldentums. Apollonios hätte nicht drastischer demonstrieren können, in welcher Richtung seine Leser nicht jene Qualitäten suchen sollten, deren ein Führer von Helden in einem modernen Epos bedarf. Denn die Argonautika wollen, trotz der altertümelnden Sprache, in die sie sich kleiden, in ihrem menschlichen Gehalt modern sein.

Soweit unsere These.

Die erste und ausführlichste Idasszene findet an einer frühen Stelle des Epos statt. Am Vorabend ihrer Ausfahrt zu dem gefährlichen Unternehmen opferten die Argonauten Apollon am Strand und feierten ihren Aufbruch mit einem guten Mahl und Gelage. Als der Wein kredenzt wurde, begannen sie (I 457)

miteinander Gespräche zu führen nach der Art aller jungen Leute, die sich bei Speise und Trank gesellig vergnügen, während verfängliche Überheblichkeit ferngehalten wird.

Wie der Fortgang der Erzählung zeigt, gab es jedoch zwei Ausnahmen. Jason, der am selben Tage zum Führer des Unternehmens gewählt worden war, beteiligte sich nicht an dem geselligen Frohsinn; und Idas war nicht gesonnen sich von Überheblichkeit frei zu halten, und am wenigsten beim Wein. Wir setzen nun unser Zitat fort (I 460):

Jason dagegen konnte nicht anders als im eigenen Innern alle Einzelheiten durchdenken, und er wirkte wie ein Niedergeschlagener. Wohl gemerkt: er war nicht deprimiert, sondern wirkte nur so. Apollonios macht deutlich, daß er, der von jetzt an für das beste Blut von ganz Hellas verantwortlich war, nur scharf nachgedacht und alles was möglich und nötig sein würde⁷, vorbedacht hat (I 462).

Idas schöpfe Verdacht und brüllte Worte des Vorwurfs:

«Sohn des Aison, was hast du? was wälzt du in deinen Gedanken?

Laß uns doch hören, was du da ersinnst. Oder plagt dich die Angst gar

⁷ Mit «alles was» usw. haben wir das eine Wort *ἔκαστα* (461) umschrieben. Das substantivische (τὰ) *ἔκαστα*, das auf 'die verschiedenen Einzeldinge' oder 'Einzelheiten' hinweist ohne sie des näheren zu definieren, erhält seinen konkreten Inhalt von dem Zusammenhang, in dem es gebraucht wird. Apollonios verwendet es unter anderm von Dingen, die im voraus bedacht werden, wie hier und an der ähnlichen Stelle II 633 (die unten S. 17 zitiert wird), ferner III 816, IV 463; oder die jemandem 'öbliegen, wie I 339 von den Obliegenheiten des Führers der Argonauten, als Subjekt von *μέλοιτο* (vgl. III 437). Zu den *ἔκαστα*, deren Regelung Jason oblag, kann man z. B. die zeitsparenden Dispositionen rechnen, die er in I 352-62 getroffen hat – seine erste und bisher einzige Leistung seit seiner Wahl zum Führer.

wegen der Dinge, die etwa bevorstehn? So gehts ja den Feigen.
 Bei meiner stürmischen Lanze, die höhere Geltung mir einbringt
 als allen andern im Krieg, bei meiner Lanze, die für mich
 mehr tut als Beistand von Zeus, ich schwöre dir bei ihr: kein Unheil
 trifft mit vernichtendem Schlag, keine Aufgabe bleibt ohne Lösung,
 solange Idas dabei ist, und stunde ein Gott auch dawider.

Solch einen Helfer gewannst du an mir, dazu kam ich von Hause.»
 Sprach es, und hob seinen Becher zum Mund mit der Rechten und Linken,
 goß sich den Trunk, ungemischt, in den Schlund hinein, und der Wein troff
 auch von den Lippen herab auf den Bart, und verfärbte die Schwärze.

Allen entrang sich ein Schrei der Entrüstung, und Idmon versetzte:
 «Hegst du, besessener Mann, von jeher schon solche Gesinnung
 zu deinem eignen Verderb? oder ist es der Wein, der dein Innres
 schwelt in Verblendung zu dreister Mißachtung der seligen Götter?
 Mancher schon hat seinem Freund mit ermunterndem Zuspruch geholfen
 so oder so oder anders: doch was du sagtest, war ruchlos ...»

Idmon, der dem Lästerer diese und weitere Vorhaltungen machte, war ein Seher
 und Sohn Apollons; überdies war er der Träger einer tragischen Glorie. Es war
 gerade vor dieser Szene zutage gekommen, daß sich Idmon der Expedition an-
 geschlossen hatte, obwohl ihm durch ein Omen kundgetan war, daß er dabei auf
 irgendeine Weise den Tod finden würde; bewußt opferte er, nach einigem Zögern⁸,
 sein Leben dem Ruhm (I 139–45, 436–49). Wir dürfen uns sagen, was ein solches
 Opfer bedeutet, wenn es nicht unter dem Stimulus einer akuten Krise gebracht
 wird, die dräuend und erhebend zur großen Entscheidung ruft, sondern aus ruhi-
 ger, langer Sicht in verhüllte Ferne. Aber dafür hatte der primitive Idas kein
 Gefühl; er erwiderte Idmons wohlmeinende Warnung mit einer Drohung und mit
 Hohn auf den Anspruch der Prophetengabe (I 485ff.). Schließlich griffen die Kame-
 raden ein, um beide von einer Fortsetzung des Streites abzubringen, und dabei
 half ihnen auch der liebenswürdige Jason, obwohl er doch von Idas so gräßlich
 beleidigt worden war.

Der kleine Zwischenfall dieses Streites hatte für die Handlung der Argonautika
 keinerlei Folgen. Sein Existenzrecht muß anderswo gesucht werden, und wir haben
 schon angedeutet, wo wir glauben daß es gefunden werden kann. Wir brauchen
 gar nicht noch unsrerseits im einzelnen die Aufschlüsse zu präzisieren, die sich
 für die richtige, vom Dichter gewollte Auffassung von Jasons Art und Wesen
 aus dieser Szene ergeben – aus der verfehlten Kritik des Idas an dem gewissen-
 haften Leiter des Zuges, aus der Anmaßung, mit der sich Idas selbst zum absoluten
 Helden und Haupthelden des Unternehmens erklärt, aus seinem Mangel an Wirk-

⁸ Von dem Zaudern steht zwar nichts direkt im Text von I 139–41, aber Apollonios hat die Worte seines scheinbar trockenen Berichts so gesetzt, daß sich dieses logisch aus ihnen ergibt: 'Idmon (hatte die Wanderung nach Iolkos nicht zusammen mit den andern Männern der Landschaft angetreten, sondern) kam als letzter der Argeier dort an, weil er von vornherein sein Schicksal kannte (und daher seinen Aufbruch hinausschob)'.

lichkeitssinn, usw. Apollonios hat ja schon deutlich genug mit rein epischen Mitteln den Weg zu den Folgerungen gewiesen, die sich für unser Urteil über Jason ergeben und weiter ergeben werden, wenn wir im Fortgang des Epos Jason besser und besser kennenlernen. Wegen ihrer programmatischen Bedeutung steht die Idas-Szene passend an der Stelle, wo Jasons Tätigkeit als Führer ihren Anfang nimmt.

Wer aber war nun eigentlich dieser Idas? Apollonios hatte ihn in seinem Argonautenkatalog eingeführt als den «gewalttätigen Idas», einen Sohn des Aphareus von Arene, und er hatte ihn und seinen Bruder Lynkeus gerühmt als «überaus kühn und streitbar» (I 151f.). Das ist alles was mitgeteilt wird; aber der Dichter setzte bei seinen gebildeten Lesern voraus, daß sie noch manches andere über Idas wüßten. Uns Heutigen aber ist von diesem Hintergrund nur wenig bekannt. In der Ilias (9, 556ff.) können wir lesen, daß jemand in einer Rede Idas erwähnt und von ihm sagt: «Er war der gewaltigste Kämpfer unter den Menschen von damals, wie er denn gegen Phoibos Apollon den Bogen ergriff im Streit um das schöne Mädchen Marpessa.» Aus dem Zusammenhang ergibt sich, daß Idas in der Tat das Mädchen dem Gott abgetrotzt hat⁹. Wie man sieht, bot die Marpessa-Geschichte dem Dichter der Argonautika Ansätze für einen Idas, der in dreister Zuversicht die Feindschaft von Göttern herausfordert und der einen Sohn Apollons wegen seiner apollinischen Abkunft und Sehergabe verspottet.

Dagegen hat sich Apollonios durch andere alte Sagen für den besonderen Zug in jener Szene anregen lassen, daß Iidas seine eigene Lanze gleichsam vergottet und bei seiner Lanze einen lästerlichen Eid schwört, weswegen es denn auch – darauf deutet die Szene vor¹⁰ – ein schlimmes Ende mit ihm nahm. So wurde von dem Lapithen Kaineus erzählt: er habe nicht den Göttern geopfert und nicht zu ihnen gebetet, vielmehr habe er in der Mitte des Marktes seine Lanze aufgepflanzt und habe angeordnet, daß jedermann diese Lanze als einen Gott zu verehren und bei ihr zu schwören hätte. Dafür habe ihn dann Zeus gestraft; er ließ ihn von den Kentauren überfallen, die auf den Unwundbaren mit Fichtenstämmen einhämmerten und ihn aufrecht in die Erde rammten¹¹. Apollonios hat selbst diesen heroischen Ausgang des Kaineus beiläufig im Anfangsteil seines Epos (I 59–64) verherrlicht und dabei die seltsam primitiven Züge der Legende herausgearbeitet:

⁹ Nach einem andern Bericht durfte Marpessa selbst zwischen ihren beiden Bewerbern wählen, und sie entschied sich gegen Apollon, den ewig jungen Gott, und für Idas, der als Mensch mit ihr gemeinsam altern würde.

¹⁰ Vgl. V. 476-89; Apollonios hatte vielleicht die Tradition im Sinn, nach der Idas beim Kampf mit den Dioskuren von Zeus durch einen Blitzstrahl getötet wurde.

11 Nach Akusilaos (*FGr Hist* 2) F 22; weitere Zeugnisse verzeichnet Jacoby im Kommentar S. 379. – Kaineus war aber nicht der einzige, dem ein solcher lästerlicher Lanzeneid zu geschrieben wurde; vielmehr war das Motiv in der älteren Literatur auch sonst geläufig. Mit Recht hat man mich darauf aufmerksam gemacht, daß den Apolloniosversen 466–70 eine Stelle aus den *Hepta* des Aischylos sehr ähnlich ist (529ff. über Parthenopaios): *ὅμνουτι δ' αἰχμὴν ἦν ἔχει μᾶλλον θεοῦ σέβειν πετούθως δύματων θ' ὑπέρτερον, η̄ μὴν λαπάξειν ἀστον Καδμελαν βίᾳ Διός*. Vgl. ferner *Hepta* 426ff. über Kapaneus, den dann auch der Blitz des Zeus tödlich getroffen hat. Dafür daß dem Apollonios gerade die Kaineusgeschichte als Vorbild gedient hat, spricht also nur der Umstand, daß er den Ausgang des Kaineus verherrlicht hat (s. oben im Text). Es ist auch nicht ausgeschlossen, daß bereits vor Apollonios dem Idas ein solcher Eid zugeschrieben worden ist.

den harten Mann vermochten die Halbtiere mit ihren Schlägen weder zu beugen noch zu brechen, und so gelangte er lebend durch den Erdboden hindurch in die Unterwelt.

Nun hatte es an der vorhin zitierten Ilias-Stelle geheißen: «Idas war der gewaltigste Kämpfe unter den Menschen von damals», und das 'damals' war eine Epoche, die schon für die Helden der Ilias vorbei und dahin war. In dieselbe Frühzeit gehört auch der eben von uns genannte Kaineus, der Apollonios als Vorbild für den Lanzeneid des Idas gedient haben kann. Beide repräsentieren einen hoch altertümlichen Heroentypos, den man fast noch 'barbarisch' nennen könnte. Die alt-epischen Sänger waren sich dieses Typenabstandes bewußt. Im ersten Buch der Ilias hält der uralte Nestor den streitenden Königen, Agamemnon und Achill, vor: Mit den Helden der Vorzeit, wie Kaineus und anderen, könnten sie sich nicht messen; das seien ganz andere Männer gewesen, von großartiger Wüstheit; trotzdem hätten sogar jene auf ihn, auf Nestor, gehört, und deshalb würde sich ein Agamemnon und ein Achill nichts vergeben, wenn sie seinem guten Rat folgten. Man sieht, wie den homerischen Sängern die urzeitlichen Helden in gewissem Sinne als größer galten als ihre eigenen Gestalten, weil sie härter, wilder und ungehemmter waren als diese. Der Idas des Apollonios, der zugleich Züge von Kaineus trägt, will solch ein urzeitliches Wesen sein. Tatsächlich aber erweist sich in unserer Szene der einzige Trunkene unter den behaglich feiernden Argonauten mit seinem unsinnigen Prahlen als eine anachronistische Absurdität¹² und somit als eine passende Folie für den nüchtern rechnenden Jason dieses gewollt modernen Epos.

Wenn in der Erzählung unseres Epos der Name des Idas das nächste Mal fällt (I 1044), so lediglich, weil auch er in einer Schlacht, neben acht andern Argonauten, die gleiches vollbrachten, einen Gegner erlegte. Dann wieder hören wir von ihm, als sich das Schicksal jenes Sehers Idmon erfüllt (II 815–34), mit dem sich Idas in der ersten Szene gestritten hatte. Die Argonauten hatten einen Tag und eine Nacht an Land verbracht. Als sie am folgenden Morgen zu ihrem Schiff unterwegs waren (812), ging der Seher seinen eigenen Weg, etwas abseits von den andern; ein wilder Eber fiel ihn an; tödlich verwundet, schrie Idmon auf; die Gefährten eilten herbei, und kein anderer als Idas, der damals den Seher so grausam verhöhnt hatte, erlegte das reißende Tier und rächte den Gefährten, noch ehe dieser den letzten Atemzug tat – eine eigentümliche Wendung des Verhältnisses zwischen den beiden, die der Leser dieses diskreten Gedichts selbst bemerken und würdigen muß, denn der Dichter hilft nicht nach, sondern nennt nur den Namen des Eber-töters.

¹² Andrseits hat aber Apollonios die Szene so gestaltet, daß die objektive Absurdität des Gebabens, das Idas an den Tag legt, subjektiv plausibel wird. Denn während Kaineus (nach Akusilaos) einen Kult der Götter ständig und prinzipiell ablehnte und gar seinem gesamten Volk die Verehrung seiner Lanze durch ein Edikt auferlegte, fallen in den Argonautika die anmaßenden Äußerungen des Idas in einer bestimmten affektischen Situation: sein ohnehin überstarkes Selbstgefühl ist in jenem Moment überdies noch «aufgeschwellt» (478) unter dem doppelten Anreiz des Weins und der Empörung über Jasons anscheinenden Kleinmut. Späterhin (III 559f.) wird Idas von den Göttern in normaler Weise reden.

Beim folgenden Mal befinden wir uns am Ziel der weiten Fahrt, in Kolchis. Jason hat den König Aietes gebeten, ihm das Vlies zu überlassen, und hat die Antwort erhalten (III 409ff.): «Ja, wenn du dich als meinesgleichen erweist und mir nachmachst, was ich tue. Beim Aresfeld halte ich zwei Stiere mit ehernen Füßen, die aus ihren Mäulern Feuer blasen; diese jöche ich an und pflüge mit ihnen das harte Feld des Kriegsgottes ...» und so fort; die Aufgabe ging noch erheblich weiter. Eine vielstündige Arbeit mit zwei feuerschnaubenden Stieren – Aietes durfte sich den Sport leisten, denn dem leiblichen Sohn des Sonnengottes konnte doch wohl keine Glut etwas anhaben¹³; aber jeder andere Mensch, aber Jason? Jason schwieg lange, und schließlich erklärte er sich zu dem Wagnis bereit, auch wenn es ihn das Leben kosten würde; es bliebe ihm ja doch keine andere Wahl. Bald darauf (III 579ff.) gab der tückische Aietes seinen Leuten genaue Anweisungen, in der Absicht mit sämtlichen andern Argonauten aufzuräumen, sobald die Stiere Jason den Garaus gemacht haben würden. In der Tat konnte man vernünftigerweise von dem Versuch, wenn er gemacht wurde, nur einen Ausgang erwarten. Auch des Königs Tochter Medea, die zugegen gewesen war und sich auf den ersten Blick in Jason verliebt hatte, klagte nun um ihn, «als sei er schon gestorben» (III 460f.), denn sicherlich würden ihn entweder die Stiere umbringen oder Aietes. Als Jason den versammelten Argonauten von seiner Verhandlung mit Aietes Bericht erstattete, waren alle tief betroffen, denn sie hielten die Aufgabe für unlösbar (III 502ff.). Man beriet nun gemeinsam über den nächsten Schritt. Der kühne Peleus erbot sich, selbst statt Jason die Probe zu wagen, da ja doch nichts Schlimmeres drohe als der Tod; nur wenn Jason seiner selbst völlig sicher sei, solle er sein Versprechen einlösen. Jetzt meldeten sich noch fünf andere mit dem gleichen Anerbieten wie Peleus, und unter ihnen konnte der «selbstbewußte» (*μέγα φρονέων*) Idas nicht fehlen, wo es doch darum ging, wer sich selbst das Äußerste zutraute an Mut und Leistung.

Aber gleich darauf nahm die Beratung eine neue Wendung. Zwar wußte noch niemand etwas von Medeas Neigung zu Jason; aber von sich aus war einer der Anwesenden auf den Gedanken gekommen, man könne vielleicht das junge Mädchen für die Sache der Argonauten gewinnen und dazu bringen, daß sie ihre magischen Künste Jason zur Verfügung stellte. Kaum war der Vorschlag ausgesprochen, als die Götter ein bestätigendes Omen sandten. Eine Taube, vom Habicht verfolgt, stürzte sich aus der Luft an Jasons Brust, und der Augur Mopsos deutete alsbald das Zeichen: Dies sei ein Wink, mit allen Mitteln auf Medea einzuwirken; Medea werde gewißlich ihre Hilfe nicht versagen, denn die Taube sei ja der Vogel der Liebesgöttin; so solle man den Vorschlag annehmen und zu Aphrodite um Ge-

¹³ Davon steht allerdings nichts im Text, aber bei Apollonios darf, ja muß, sich der Leser noch vieles dazu kombinieren. Jedenfalls spricht der Dichter an anderer Stelle (IV 727. 729) insofern von der besonderen, feurigen Natur der Nachkommen des Helios, als er sagt, daß sie sich durch einen golden funkeln Schein auszeichnen, der von ihren Augen ausstrahlt (die Alten glaubten ja, daß der Blick des Sehenden ein aktiver Strahl ist, den das Auge auf den Gegenstand wirft).

lingen beten; auch eine frühere Prophezeiung ließe sich im gleichen Sinne verstehen (III 555):

Sprachs, und die Mannschaft hieß gut, was er sagte, gedenkend der alten Weissagung. Idas allein sprang auf, der Sohn des Aphareus, tobend in schrecklichem Grimm, und er rief mit dröhnender Stimme: «O welcher Schlag! Also bin ich mit Weibern nach Kolchis gefahren, die sich an Kypris wenden, daß sie uns Beistand gewähre, nicht mehr an Ares' gewaltige Kraft, und die sich an Vögeln – Habichten, Tauben – erbauen, weitab von den Felder der Ehre. Aus meinen Augen mit euch, und versucht euch nie wieder am Kriegswerk, sondern mit bettelnden Worten schwatzt ein auf die wehrlosen Mädchen.» Also sprach er voll Eifers. Nicht wenige murrten dagegen, aber nur leise: zu offner Erwiderung brachte es keiner.

Idas setzte sich nieder, und grollte. Sogleich aber Jason ...

Ja was sollte Jason mit diesem wilden Quertreiber anfangen, der von nichts etwas hören wollte als von blindem, automatischem Heroismus? Jason rettete die Situation, indem er gelassen erklärte, der Vorschlag sei «von allen» angenommen (568), und er setzte ihn ohne Verzug in Gang. Auf diese Weise hat der Dichter die doktrinäre Haltung des Idas als so unsinnig gebrandmarkt, daß man sie ignorieren kann und muß, während alle andern Argonauten vernünftig handeln, wenn sie den einzigen praktischen Ausweg aus einer sonst hoffnungslosen Situation einschlagen¹⁴.

Medea gab in der Tat Jason das Zaubermittel (es war ein eingedickter Pflanzen- saft, III 844–66), unterrichtete ihn in der Anwendung und gab ihm auch sonst guten Rat. Als Jason seinen Kameraden von seinem erfolgreichen Zusammentreffen mit der Königstochter erzählte (III 1169)

und ihnen zeigte den wirkenden Saft, saß Idas alleine, abseits von allen Gefährten, den Groll verbeißend; die andern waren vergnügt ...

Zum letzten Mal hören wir von Idas am Morgen des Tages der großen Probe. Zu der Aufgabe gehörte außer dem Pflügen mit den Stieren auch ein Kampf mit zahlreichen Gegnern, so daß auch Jasons Waffen gefeit werden mußten (III 1246):

Jason hatte derweil, nach Medeas Weisung, den Wirkstoff angefeuchtet und flüssig gemacht, und damit des Schildes Außenfläche bestrichen, das Schwert, und die wuchtige Lanze. Ringsum drängten die Freunde, die Waffen zu prüfen, gewaltsam pressend: die Lanze hielt stand und bog sich kein bißchen und brach nicht, sondern blieb starr wie zuvor in dem Zugriff der mächtvollen Fäuste.

¹⁴ Dabei fand auch Jason selbst zunächst, ehe das Omen erging, diesen Ausweg unerfreulich, aber nicht aus ideologischen Gründen, sondern aus praktischen. Als zuerst unter vier Augen der Gedanke an ihn herangetragen wurde, sich durch Vermittlung von Medeas Schwester an Medea zu wenden, hatte er gemeint (III 487): «Es steht kümmerlich um die Aussichten für unsre Rückkehr in unsre Heimat, wenn wir sie Frauen in die Hände legen».

Idas, nun zürnend erst recht den vergeblich sich Mühenden, schlug selbst mit seinem riesigen Schwert auf den Schaft: wie ein Hammer vom Amboß schnellte die Schneide nach oben zurück, und lärmender Jubel tönte von Kehlen der Helden im Vorgefühl guten Gelingens.

Man kann fast Mitleid haben mit dem armen Toren, wenn der Streich seines Schwertes, das er für unwiderstehlich hielt, ohne Wirkung blieb. Bisher war er nur im Streit der Meinungen unterlegen, so daß er sich einreden konnte, er sei doch im Recht gegen alle andern. Aber jetzt hat er mit eigener Hand den Beweis erzwungen, daß seine phantastischen Ideen an der harten Wirklichkeit scheitern müssen. Damit ist Idas als Problem endgültig erledigt, und es wundert uns nicht, wenn nunmehr auch seine Rolle im Epos ausgespielt ist¹⁵.

Die Wirklichkeit, an welcher der Wahn des Idas endgültig zerbrach, war magischer Natur. Denn für die romantische Fiktion der Argonautika gehört der Zauber auf die Seite der Realität – anders als in dem Roman des Cervantes, wo Zauber und Zauberer nur in den Phantasien des Ritters von der Traurigen Gestalt existieren. Das magische Mittel, das Jason zuteil geworden war, hat ihn dann wirklich befähigt dem Feuer standzuhalten (III 1305) und in jeder andern Hinsicht die Probe zu bestehen, statt bei ihr zugrunde zu gehen und alle übrigen Argonauten mit sich ins Verderben zu reißen. Nicht nur objektiv und physisch wurde Jason durch die fremden Wirkungskräfte der Droge über seine eigentliche Natur hinausgehoben, sondern auch seelisch und subjektiv. Als ihm Medea das Mittel aushändigte, batte sie ihm versichert, daß er sich dank der Magie nicht Menschen ebenbürtig fühlen würde, sondern den unsterblichen Göttern; allerdings nur für die Dauer eines einzigen Tages (III 1044–51), aber das genügte ja für den einmaligen Zweck. Idas dagegen, wie wir gelesen haben, fühlte sich den Göttern schlechthin ebenbürtig dank seiner eigenen, angeborenen Natur; freilich war er betrunken, als er das für sich in Anspruch nahm.

Ungleich dem auf eigene Faust abenteuernden Ritter des Cervantes stellt Idas seine Kräfte, die in der Tat beträchtlich sind, in den Dienst einer guten Sache, gemeinsam mit vielen anderen. Zu einer ärgerlichen Kuriosität wird er nur, gegebenenfalls, durch seine Ideologie. Aber keineswegs führt seine Absonderlichkeit dazu, daß er verlacht oder gar verprügelt wird, wie der ältliche, hagere Ritter des Cervantes oder auch wie der hämische Krüppel Thersites in der Ilias; vielmehr wagt sich niemand an den ansehnlichen, fanatischen Kämpen heran (III 565), denn er ist ein ganzer Kerl von echtem, altem – allzu altem – Schrot und Korn. Und seine Ideologie bleibt unwirksam, weil er sie nicht im geringsten durchzusetzen vermag, trotz der anmaßenden Heftigkeit, mit der er sie verficht.

Wir wollen nun, soweit es in diesem Rahmen möglich ist, zusehn, wie sich der Jason der Argonautika als Führer der Schar ausnimmt, und wollen uns dabei in Gedanken stets die Folie der Idas-Gestalt gegenwärtig halten.

¹⁵ Hübscher (s. oben Anm. 4) macht auf S. 60 mit Recht darauf aufmerksam, daß Idas als Person nach diesem Mißerfolg erledigt ist und daher verschwindet.

Jason setzt sich bei seinen Leuten immer durch, nicht mit herrischer Heftigkeit, sondern in den verbindlichen Formen eines *primus inter pares*. Goethe hat in der klassischen Walpurgisnacht (7373) sein Wesen treffend gekennzeichnet:

Nachsinnend, kräftig, klug, im Rat bequem,
So herrschte Jason, Frauen angenehm.

Als man (wir greifen jetzt auf ein früheres Stadium der Expedition zurück) nach manchen Abenteuern in Kolchis angekommen war, wurde die Frage akut: wie man es anstellen solle, um sich in den Besitz des Goldenen Vlieses zu setzen. Die Argo lag auf dem Phasisfluß unweit der Stadt des Aietes an einer verborgenen Stelle vor Anker, und die Mannschaft, so wie jeder auf seiner Ruderbank saß, verwandelte sich in eine beratende Versammlung, die von Jason folgendermaßen angesprochen wurde (III 171):

«Meine Freunde, was ich für das Richtige halte von mir aus,
werde ich sagen, jedoch die Entscheidung darüber steht euch zu.
Unser Anliegen ist ja gemeinsam, gemeinsam das Recht denn
mitzureden. Wenn jemand Gedanken verschweigt die ihm kommen,
dann soll er wissen, daß er, und nur er, uns die Heimkehr vereitelt ...»

Den Plan selbst, den Jason nun in beredten Worten entwickelt und begründet, werden wir sogleich kennenlernen. Vorweggenommen sei, daß die Diskussion, auf die Jason gedrungen hatte, ausbleibt und auf die Rede diese Verse folgen (III 194):

Also sprach er: es stimmte die Menge der jungen Gefährten
einhellig zu. Etwas andres vermochte nicht einer zu raten.

Jasons Vorschlag ging dahin, daß er sich mit einigen andern zu Aietes in dessen Palast begibt (III 179):

«Erst will ich ihm im Gespräch gegenüber treten, und zusehn,
ob er gewillt ist in Güte das Goldene Vlies uns zu geben,
oder im Stolz seiner Kräfte und Macht das Ersuchen mißachtet.
Weist er mich ab, hat er Böses zuerst uns getan, und wir dürfen
weitere Mittel erwägen: ob wir uns im Kampf mit ihm messen,
ob sich ein Weg etwa fände zum Ziel, der den Kriegsstreit umginge.
Lasset uns nicht mit Gewalt, ohne weiteres, nehmen was sein ist,
ohne die Probe der Worte vorangehn zu lassen. Viel besser
ist es, wir suchen ihn auf, um ihn mit dem Wort zu gewinnen.
Oft hat wie spielend das Wort schon vollbracht, was heldischen Taten
knapp nur gelingt, denn es paßt sich gebührend dem Zweck an, und schafft
willige Ohren^{16.}» [sich

Die Rede gibt Anlaß zu einigen Bemerkungen. Erstens fällt auf, daß Jason eine Ideologie entwickelt; es ist das einzige Mal in diesem Epos, daß dergleichen so ausdrücklich geschieht. Die Ideologie steht in geradem Gegensatz zu der des

¹⁶ Unsere Übersetzung gibt hier am Schluß (189f.) den vermutlichen Sinn des nicht klaren Textes frei wieder.

Idas, nach dessen Meinung das Schwert, und nicht das Wort, über die schlagendsten Argumente verfügt (wir erinnern uns an seinen bitteren Hohn gegen Männer, die, statt dreinzuschlagen, auf Mädchen einschwatzen). Zweitens hatte Jason, wenn er die Macht des Wortes so hoch pries im Vergleich mit der Wirksamkeit heldischer Taten, nicht nur ideologische, sondern auch gute praktische Gründe dafür, von einem Krieg abzusehn, obwohl er von diesen Gründen wohlweislich nichts verlauten läßt. Nach Lage der Dinge, so wie sie in diesem Epos dargestellt werden, war ein gewaltsamer Raub des Vlieses keine realistische Alternative zu einer gütlichen Abtretung¹⁷. Den wenigen Argonauten konnte der große Herrscher des Ostens, der auch persönlich als Kämpfer jedem der Argonauten überlegen war (III 1232–34, oben S. 3), ungeheure Massen von Kriegern entgegenstellen. «Wäre es zum Kampf gekommen, so hätte er zu einer Katastrophe für die an Zahl Schwächeren geführt», so äußert sich Apollonios über eine spätere analoge Situation zwischen den Argonauten und einem Heer des Aietes (IV 337f.). Und letztens wollen wir zusehen, wie weit Jason in dieser Rede überhaupt über die Lage richtig geurteilt hat. Wie weit hat sich das, was er ausführt, im weiteren Verlauf als praktisch und realistisch bewährt? Das «Wort» allerdings, das gute Zureden, hat nicht eigentlich das zustande gebracht, was es sollte: Aietes hat sich zwar der Form nach zu einer freiwilligen Überlassung des Vlieses verstanden, aber er lehnte das Angebot einer vernünftigen Gegenleistung ab und verlangte statt dessen von Jason, daß er erst etwas tun sollte, wobei er umkommen würde. Damit hatte sich jedoch Aietes ins Unrecht gesetzt, so daß Jason nunmehr seinerseits, vom moralischen Standpunkt aus, freie Hand hatte in der Wahl seiner Mittel; er durfte jetzt der List mit List begegnen. Eben dies, daß sich Aietes ins Unrecht setzte, war ein Punkt von Jasons Programm in der Rede gewesen für den Fall, daß nicht von vornherein alles glatt vonstatten ginge (182: «Weist er mich ab, hat er Böses zuerst uns getan ...»). Und überdies hat Jason in seiner Rede nicht nur an die eine Alternative gedacht: Krieg um das Vlies oder göttliche Einigung, sondern er hat die Möglichkeit eines dritten Weges zum Ziel angedeutet, der nach gescheiterten Verhandlungen doch noch «den Kriegsstreit umginge». Diesen dritten Weg beim Namen zu nennen hat er sich gehütet, denn es kann nach einfacher Logik, neben Vereinbarung und Raub, kein anderer sein als Diebstahl.

Schließlich haben die Argonauten, mit Medeas erneuter Hilfe, das Vlies zu nächtlicher Stunde gestohlen (IV 100–182), auf das sie einen Anspruch erheben konnten, weil Jason die Bedingung erfüllt hatte, wenn auch nicht so, wie sie ge-

¹⁷ Ohne Jasons Wissen hatte bereits (III 12–16) die Göttin Hera den Gedanken erwogen, daß Jason etwa den Kolcherkönig in Güte bereden könne, ihm das Vlies zu überlassen; ein Gelingen sei bei dem Stolz des Aietes zwar nicht wahrscheinlich, aber es gehöre sich, daß man keinen Versuch unterlässe. Die Gedanken und Worte (III 14–16) sind denen ähnlich, die Jason an unserer Stelle (III 185f.) vorbringt, aber es fehlt bei Hera eine ideologische Verbrämung. Als Alternative zieht die Göttin einen offenen Kampf um den Besitz des Vlieses überhaupt nicht in Betracht, wohl aber eine 'List'. Die List konkretisiert sich alsbald dahin, daß sich Medea in Jason verlieben und ihm (irgendwie) mit ihren Zauberkünsten helfen soll (III 25–29).

meint war, aus eigener Kraft allein (vgl. IV 343f.), was wiederum unmöglich war. Skrupel waren ja diesem Vertragspartner gegenüber nicht angebracht, und es war auch keine Zeit mehr zu verlieren. In derselben Nacht, in der sich die Argonauten des Vlieses bemächtigten, bereitete Aletes einen tückischen Anschlag gegen sie vor (III 1406, IV 6–9), und als sie am Morgen mit ihrer Beute eiligst den Fluß herunter ruderten, um das offene Meer zu erreichen, strömten in der Stadt die zahllosen Krieger des Königs zusammen, in Waffen und mit Brandfackeln, um die Argo abzufangen und ihre Insassen hinzumorden (IV 210–25). Auf der Argo befand sich auch Medea: nach ihrem Verrat an ihrem Vater blieb ihr nichts andres übrig als sich den fremden Männern anzuvertrauen und mit ihnen in die Fremde zu ziehn; von Jason hatte sie sich vor Zeugen die Ehe versprechen lassen (IV 11 bis 100).

Im Augenblick dieses Aufbruchs aus Kolchis, als eben das Vlies auf der Argo verstaut war und Medea das Schiff bestiegen hatte, läßt der Dichter Jason zu seinen Leuten allen die folgenden Worte sprechen (IV 197):

«Schon, so denk' ich es mir, ist Aletes geschäftig, die Durchfahrt
auf diesem Strom bis zum Meer uns mit Scharen von Kriegern zu sperren.
Teilt euch, und während der ein' um den andern auf seiner Bank bleibt
und das Ruder bedient, soll die andere Hälfte der Mannschaft
Schilde von Rindshaut halten, als Schutz vor Geschossen der Feinde,
für den Kampf um die Heimkehr. In unseren Händen jetzt liegt es,
ob wir die teuere Heimat, die würdigen Eltern, die Kinder
wiedersehn. Was auf dem Spiel steht bei unserem Handeln, ist Hellas,
ist ein Hellas der Schmach oder neu erworbenen Glorie.»

Sprach es und hüllte den Leib in die Rüstung des Kriegs; die Gefährten
jubelten, glühend vor Eifer. Nun zog er das Schwert aus der Scheide
und mit dem Streich seiner Waffe durchschnitt er die haltenden Taue;
stellte sich dann bei dem Steuermann auf, in der Nähe des Mädchens,
in seiner Wehr; und es eilte das Schiff, das die Rudernden machtvoll
trieben mit stetigem Schlag, um recht bald zu der Mündung zu kommen.

Der Ton und die Gedanken von Jasons Mahnworten sind konventionell. Im traditionellen Epos, ebenso wie im Leben, pflegte der Führer seine Leute vor einer Schlacht in solcher Weise anzuspornen. Aber in unserem Fall bekamen diejenigen Männer, die in Waffen bereitstanden, um einem etwaigen Angriff zu begegnen, dann doch nichts zu tun. Obwohl ja nur die Hälfte der Mannschaft an den Rudern saß, genügte ihre Leistung, um die Argonauten zu retten, weil die Strömung des Flusses so kräftig nachhalf, daß die Argo unangefochten den zu spät sich sammelnden Gegnern entschlüpfte (IV 225–27). Vom realistischen Standpunkt ist das plausibel, und es ist im praktischen Sinne erfreulich, wenn der ungleiche Kampf nicht stattfindet, jetzt wo es nichts mehr zu erkämpfen gibt und man nur noch sich und das Vlies heil nach Hause bringen möchte. Mustern wir aber den Abschnitt mit der kühlen Strenge des Stilkritikers, so können wir nicht umhin eine Antiklimax

festzustellen. Nach den (im Original prächtigen) Versen, die wir zitiert haben (IV 197–211), stellt sich heraus, daß die Wappnung und Jasons martialische Positur (209f.: «stellte sich dann bei dem Steuermann auf, in der Nähe des Mädchens, in seiner Wehr») überflüssig waren, und die Tragweite seiner martialisch klingenden Mahnungen (202ff.: «In unseren Händen liegt es jetzt ...» usw.) schränkt sich in der Folge ein auf die physische Leistung der Arme von seiten derer, die nicht zum Kampf sondern zum Rudern eingeteilt waren. Das wirkt paradox und leicht ironisch, es wirkt ernüchternd und zugleich entlastend: umsichtig wie immer, hatte Jason auch für den schlimmeren, den heroischen Fall Vorsorge getroffen, einschließlich der moralischen Vorbereitung, aber zum Glück trat der heroische Fall nicht ein. In diesem hellenistischen Epos kann ein stilistisches Schema keine absolute Herrschaft über den Gang der Ereignisse beanspruchen, ebenso wie uns ja auch oft im Leben, sehr antiklimaktisch, nach hohen Vorsätzen keine Gelegenheit geboten wird sie in die Tat umzusetzen. Und in diesem hellenistischen Epos entziehen sich nicht selten traditionelle Motive dadurch der Banalität, daß sie nicht im Sinne der Tradition verwendet sind. Im übrigen ist dies auch das einzige Mal, daß Jason bei Apollonios solche Töne anschlägt.

Charakteristisch für diesen Führer sind andere, raffiniertere Mittel, den Mut der Kameraden zu heben. Das Beispiel, das wir dafür zitieren wollen, entnehmen wir wieder einer früheren Phase der Expedition. Man war noch mitten auf der Hinreise, und die meisten Gefahren des Unternehmens standen den Argonauten noch bevor, sowohl die vorauszusehenden wie die ungeahnten. Allerdings war das schwerste nautische Hindernis auf ihrem Weg eben jetzt überwunden worden. Der Bosporos war passiert: eine enge, gewundene Wasserstraße mit reißenden Wirbeln und Gegenströmungen, und an ihrem Ausgang das Tor der Symplegaden, der Prellfelsen, die sich durch das Wasser bewegten und in raschen, rhythmischen Stößen aufeinander zu fuhren und zusammenschlugen. Mit knapper Not kamen die Argonauten hindurch und liefen in das Schwarze Meer ein in dem Moment, wo die Torfelsen im Begriff waren sich um die Argo zu schließen und Schiff und Mannschaft zu zerschmettern (II 607):

Als sie auf den Himmel und die See blickten, die sich nun beide bis in die letzte Ferne breiteten, müssen sie nach der grauenvollen Angst von eben aufgeatmet haben in dem Gefühl, lebend aus dem Totenreich zu entkommen. Der Steuermann erinnerte die andern an eine Prophezeiung: Wenn die Götter diese Durchfahrt gelingen ließen, würde auch alles weitere glücklich vonstatten gehen, wie das ja auch der Seher Phineus verheißen habe; und zu Jason gewandt meinte er: Er brauche sich nunmehr wegen der ihm gestellten Aufgabe nicht mehr in der Weise zu fürchten wie vorher (II 610–18). Wenn jetzt Jason das Wort ergreift, erwarten wir, daß er in die gleiche Kerbe schlägt und daß er für die Zukunft Ähnliches verheißt wie damals Idas: «Kein Unheil trifft mit vernichtendem Schlag, keine Aufgabe bleibt ohne Lösung» (I 468f., oben S. 7). Jason jedoch erwidert (II 622):

«Tiphys, was sprichst du mir in dieser Weise zu? Ich habe einen schlimmen Fehler begangen, der nicht mehr gut zu machen ist. Als mir Pelias diesen Zug auftrug, hätte ich rundweg Nein sagen sollen, auch wenn ich dafür hätte sterben müssen, Glied um Glied zerstückelt. Statt dessen habe ich mir übermächtige Ängste und unerträgliche Bedenken zugezogen. Ein Abscheu ist es mir, die grausen Straßen des Meers im Schiff zu befahren, und ein Abscheu, wenn wir Land betreten, denn überall gibt es ruchlose Menschen. Seitdem ihr mir zuliebe zusammengekommen seid, muß ich Nacht für Nacht bekümmert wach liegen und alle Einzelheiten vorbedenken. Du hast leicht reden, weil du nur dein Ergehn im Sinne zu haben brauchst; aber ich wende keinerlei Sorgen an mich selbst, wohl aber fürchte ich für diesen und jenen gleichermaßen und für dich und alle andern Gefährten, ob ich euch denn wirklich heil nach Hellas zurückbringen werde.»

Dies sind in der Tat verzagte und kleinmütige Worte, während in der ersten Ida-Szene Jason nur «einem Niedergeschlagenen geglichen» hatte, als er in ein tiefes Sinnen über alle Einzelheiten der Planung versunken war (I 460f.). Aber an unserer Stelle folgt im Text (II 638): «So redete er, um die Helden zu prüfen»; die Haltung, die Jason zur Schau trug, war nur halb echt und halb gespielt. Selbstverständlich hatte die Prüfung einen Zweck: Jason hoffte, daß sie auf die Stimmung der Kameraden einen günstigen Einfluß haben würde (II 638):

So redete er, um die Helden zu prüfen, und sie widersprachen heftig mit Ausdrücken der Zuversicht. Jason freute sich innig über ihre Zurufe, und wieder sprach er zu ihnen allen so: «Freunde, dank eurer Tapferkeit schwillt mir der Mut. Nun wird mich kein Bangen mehr befallen, sollte ich auch den Hades durchfahren müssen, solange ihr fest bleibt unter dräuenden Gefahren. Doch glaube ich nicht, daß uns noch einmal etwas derart Beängstigendes bevorsteht, nachdem wir die Symplegaden passiert haben, wenn wir auch weiterhin dem klugen Rat des Phineus folgen.»

Jason hat also seine Kameraden dahin gebracht, daß sie ihm ihrerseits Mut machen, die Geführten ihrem Führer; ihnen hat er diese ehrenvolle Rolle zugespielt, indem er sie provozierte mit der Behauptung: es sei von ihm ein Verbrechen gewesen, den andern solche Schrecknisse zuzumuten¹⁸. Durch Aufreizung der Gemüter sozusagen von hinten herum und durch eine halbe Verstellung hat er es verstanden, die Zuversicht auf gutes Gelingen bei seinen Leuten und bei sich selbst

¹⁸ Jasons zweite Rede, die wir zuletzt zitierten, vervollständigt die Aktion. Diesmal ermutigt Jason seine Kameraden beinahe schon direkt, obwohl er wiederum von sich selbst spricht und im Anschluß an die erste Rede ausführt, daß und warum er, Jason, nunmehr neuen Mut fasse. Und zwar bestärkt er die Argonauten in ihrer Zuversicht erst (641) durch das Lob, das er ihrer tapferen Antwort spendet; dann (642–44) durch eine Mahnung (ja ein halbes Versprechen, das er ihnen unterlegt), sich auch künftig ebenso brav zu verhalten; und schließlich (645–47), indem er für seine Person den Hinweis des Steuermanns auf Phineus (615–18) bestätigt. Auch hier ist eine Mahnung mit eingeflochten: man solle auch weiterhin die Weisungen des Phineus befolgen, was in III 548–56 und IV 253–55 geschehen wird.

neu zu bekräftigen¹⁹. Anders als Idas, der nur den direkten, groben Zustoß von vorne kannte und wollte, war er ein Meister der Menschenbehandlung.

Auch Außenstehende machte sich Jason mit Geschick gefügig, wie z. B. die Enkel des Königs Aietes. Jason begegnete ihnen auf der Reise nach Kolchis durch einen von den Göttern arrangierten Zufall, und er hatte das große Glück, daß er sie mühelos vor Tod und Verderben bewahren und zu sich auf die Argo nehmen konnte. Die Dankespflicht der so Geretteten benutzte Jason nun, um sie sofort für seine Zwecke einzuspannen, so sehr diese sich auch sträubten, denn sie kannten ihren Großvater und ahnten, wie teuer es sie zu stehen kommen würde, wenn sie vor dem König für die Fremden eintraten (II 1128–1217)²⁰. Dies traf denn auch ein, aber dann gab es für sie kein Zurück mehr, sondern nur noch ein Arbeiten mit allen Mitteln für Jason und gegen den Alten.

Der Jason des Apollonios ist zwar, wenn es darauf ankommt, auch tapfer wie nur einer, aber er ist das Gegenteil eines rauhen, ungeschliffenen Kriegers. Er ist von jugendlich schöner Gestalt, er ist liebenswürdig, und (nach Goethe) «Frauen angenehm». Wenn er, im Verfolg des Beschlusses, den die Argonautenversammlung gefaßt hatte, um die wohlgeeiigte Hilfe der jungen, noch naiven Medea wirbt, ist er nicht allzu wählerisch in seinen Mitteln. Er geht praktisch und, wie immer, psychologisch klug zu Wege und erreicht sein Ziel (III 956–1147). Zu seiner Entlastung ist zu sagen, daß er im Laufe der Unterredung mit Medea doch auch selbst von ihren Tränen gerührt wird und Feuer fängt (III 1077ff.), wenn auch bei ihm die Flamme nur mit mäßiger Wärme brennt, während das Mädchen ganz in der Glut aufgeht. Späterhin, als Medea mit den Argonauten auf der Fahrt nach Griechenland war, und als die Kolcher mit Heeresmacht auf vielen Schiffen die Schar verfolgten und die Auslieferung des Mädchens verlangten im Austausch gegen den unangefochtenen Besitz des Vlieses, erklärte sich der praktische Jason bereit, seine Retterin und Braut unter gewissen Umständen preiszugeben (IV 338ff.), obwohl sie dann ohne Zweifel von ihrem Vater zu Tode gefoltert werden würde. Das heilte Medea von ihrer Naivität; und da sie es auch sonst in sich hatte, wurde sie jetzt zu jener Medea, die uns besser vertraut ist als das unschuldige

¹⁹ Die ganze Szene ist für unser Thema noch in einer weiteren Hinsicht lehrreich. Wenn einem Leser, der mit der Lebenswelt und Werteskala des Apollonios nicht vertraut ist, der Jason unseres Epos als ein Mann erscheint, dem wesentliche Führerqualitäten abgehen (oben S. 4), so antwortet die Szene auf die weitere Frage: haben Jasons Gefährten in unserem Epos ebenso gedacht? Das müßte a priori bejaht werden, wenn diese Argonauten Helden im alten Stil wären; und dann hätte sich Jason nicht vor ihnen so kleinmütig und sorgenvoll geben dürfen, ohne sein Prestige als ihr Führer ein für alle Mal zu verwirken. Aber der Jason des Apollonios konnte es offenbar ohne Schaden für seine Stellung wagen, eine solche Schwäche zu simulieren. Wie fern lag also jenen Männern (die wenige Tage später, nach dem Tod des bewährten Steuermanns Tiphys, einer tiefen Depression verfallen werden, II 860–64) – wie fern lag ihnen das Postulat, man müsse zu jeder Stunde seines Daseins von einem unentwegten Heldensinn durchglüht sein. – Siehe des weiteren zu der Szene Gnomon 27 (1955) 514.

²⁰ Auf das Raffinement in Jasons Rede II 1179–95 weist in aller Kürze das Scholion P 1179 hin. Sowohl diese Rede wie die beiden folgenden (Argos' und Peleus') bedürfen einer mehr eingehenden Interpretation, in der den sachlichen Hintergründen der Äußerungen Rechnung zu tragen wäre.

junge Ding, das sie am Anfang war²¹. In rasender Empörung drohte nun Medea Jason mit einem wilden Gegenschlag, und erschrocken lenkte er sofort ein: er habe nie im Ernst daran gedacht, sie im Stich zu lassen, und sein Vertrag mit den Kolchern sei nur ein Trick gewesen. Rasch gewann der Trick in gemeinsamer Planung der beiden konkrete Gestalt; gemeinsam lockten sie Medeas Bruder, der das kolchische Heer kommandierte, in eine Falle, und Jason meuchelte ihn, während Medea dabeistand. Dadurch wurde wiederum eine Schlacht zwischen den Argonauten und Kolchern vermieden – eine heroisch korrekte, aber praktisch aussichtslose Schlacht –, und wiederum entschlüpfte die Argo bei Nacht ihren Verfolgern (bis IV 506).

Aber wir brechen hier lieber ab, denn der Jason der Argonautika ist eine zu komplexe Figur, als daß wir allen ihren Seiten gerecht werden könnten²². Vielleicht genügt aber das wenige, das wir anführten, um unsere These diskutabel erscheinen zu lassen – die These, daß Apollonios seinem unkonventionell modernen Heldenführer Jason mit gutem Grund die Foliengestalt eines eingebildeten Helden im ältesten Stil zur Seite gestellt hat. Im selben Grade, wie Jason praktisch und weltläufig war, besinnlich, vorsichtig und umsichtig, war Idas ein doktrinärer Träumer, tollkühn und engstirnig.

Ob nun Apollonios die Folie in bewußter Absicht konstruiert hat oder ob er sie sich aus bloßem Instinkt hat einfallen lassen, möchte ich sogar bei diesem hellenistischen Dichter dahingestellt sein lassen, obwohl ich am Anfang die These, der größeren Klarheit zuliebe, so formuliert habe, als sei diskursive Berechnung im Spiel gewesen. Uns Philologen kommt ja das Schlagwort von der ‘bewußten’ Kunst allzu leicht von den Lippen, als ob es Kunst gar nicht geben könnte ohne jene betrachterische Bewußtheit, wie sie für uns und unser Handwerk unentbehrlich ist.

Die Gestalt des Idas ist von Apollonios nur mit wenigen Strichen gezeichnet, und doch geht sie nicht in einer bloßen Karikatur auf; sein Idas hat auch etwas

²¹ Allerdings ist Medea von Anfang an keineswegs ein beliebiges junges Mädchen. Außer ihrer Würde als Enkelin des Helios und Tochter eines der größten Könige (vgl. III 885f.) ist sie bereits als «listig» bekannt (III 687–89), wie sie denn auch Jason den seltsamen Trick mit dem Stein an die Hand gibt (III 1051–59, 1363–76); sie ist die Priesterin der geheimnisvollen Hekate, sie verfügt über Drogen von hilfreicher wie auch schädlicher Kraft (III 803) und über Zauberkräfte, mit denen sie die Elemente bannt (III 531–33); schon die Zubereitung des magischen Saftes, den sie Jason geben wird, hat schaurig gewaltsame Nebenwirkungen (III 859–66). Aber noch niemals haben wir sie so grimmig gesehen wie jetzt nach Jasons Verrat an ihr; denn die rasende Wut, von der sie in IV 382–93 ergriffen ist, hat in III 111–17 doch nur ein relativ zahmes Vorspiel gehabt.

²² Auf der andern Seite berichtet Apollonios (III 66–73) von dem liebenswürdigen Jason auch einen Zug, der von echter Güte zeugt. Früher einmal, als Jason von der Jagd kam und sich bei rauhem Wetter anschickte, einen Gießbach zu überqueren, der hoch angewichsen war, sah er ein altes Mütterchen verfroren und hilflos am Ufer stehn. Er hob die Frau auf seine Schultern und trug sie durch das reißende Wasser. Die Frau war aber niemand anders als Hera, die in verwandelter Gestalt auf Erden weilte, «um das Wohlverhalten der Menschen zu prüfen», und sie hat damals Jason «sehr lieb gewonnen». Unter den Göttern war es in erster Linie Hera, deren tätiger Fürsorge Jason und die andern Argonauten die Rettung aus Gefahren und den Erfolg ihrer Fahrt verdankten. Es mutet ironisch an, daß diesem praktischen Mann sogar der kleine Liebesdienst an einer Unbekannten reichsten Segen eingebracht hat, obwohl die Gefälligkeit diesmal selbstlos gemeint war.

Imponierendes. Auf Vergil hat der anmaßend lästernde Held Iidas in den Argonautika einen solchen Eindruck gemacht, daß er nach diesem Vorbild einen *contemptor divom* (Aen. 7, 648; 8, 7) Mezentius gestaltet hat, als eine der Folien zu seinem *pius Aeneas*²³. Aber die Aeneis ist nicht mehr ein hellenistisches Epos. In der Aeneis erhält die Götterverachtung des Mezentius und die ruchlose Härte, die dort damit zusammengeht (8, 481–95), eine finstere Großartigkeit, die dem Sonderling Iidas der Argonautika nicht zukam. Damit ist in diesem Mezentius etwas von dem Urtypos des Iidas wieder erstanden, und nunmehr auf augusteischer Ebene. Dank dem alt-neuen Pathos vergilischer Epik ist aus der Gestalt, die Apollonios in hellenistischer Beleuchtung gezeigt und für seine Zwecke zu einer Art Don Quijote denaturiert hatte, wieder ein echter Ritter der Vorzeit geworden, ein gewaltiger Kampf von barbarischer Wüstheit, der dem Gründer römisch-italischer Kultur in tapferem Streit unterlag. Und während Iidas in den Argonautika, sobald er die ihm zugewiesene Aufgabe erfüllt hatte, sang- und klanglos dem Vergessen anheim fiel, findet der Mezentius der Aeneis in einer schneidend tragischen Szene (10, 762–908) den Tod.

²³ Als Kontrastfigur zum *pius Aeneas* deutet den vergilischen Mezentius bereits Macrobius (*Sat. 3, 5, 9*). Er fährt dann fort: *sed veram huius contumacissimi nominis* (nämlich ‘*contemptor deorum*’) *causam in primo libro Originum Catonis diligens lector inveniet. ait enim Mezentium Rutulis imperasse ut sibi offerrent quas dis primitias offerebant* (andere Quellen sprechen von den Erstlingen der Weinerne); *et Latinos omnes, similis imperii metu, ita voruisse: «Iuppiter, si tibi magis cordi est nos ea tibi dare potius quam Mezentio, uti nos victores facias»* usw. (ähnlich auch Ovid *Fasti* 4, 877–900 mit der neuen Pointe, daß sich Mezentius mit dem Wein das Blut bezahlen ließ, das er in seinen Kämpfen vergoß). Dem Dichter der Aeneis lag also bereits eine Tradition über Mezentius als Götterverächter vor; aber auf die Ausgestaltung der Figur werden trotzdem die Argonautika eingewirkt haben, deren Einfluß aus einer langen Reihe von Imitationen feststeht (Macrobius selbst nennt die Argonautika als Vorbild für die Aeneis nur einmal, 5, 17, 1, und zwar für das vierte Buch im ganzen). Denn wenn in der Aeneis (10, 762ff.) Mezentius in seiner letzten Schlacht dem *pius Aeneas* (783) gegenübertritt, spricht er, ähnlich wie der Iidas des Apollonios seine Lanze vergottete (*Arg. I 466ff.*), dies lästerliche Pseudogebet (773): «*dextra mihi deus et telum quod missile libro nunc adsint*». Für einen solchen Eid standen allerdings Vergil noch andere Vorbilder aus der griechischen Literatur zur Verfügung (s. oben Anm. 11), und überhaupt geht es bei der Imitatio oft nicht einspurig und geradlinig her, sondern sie bewegt sich auf vielfältigen und verschlungenen Pfaden (s. *Gnomon* 25 [1953] 384²). So ist es denn eine vereinfachende Zuspitzung des in Wahrheit komplexeren Sachverhalts, wenn wir jetzt den vergilischen Mezentius schlechthin auf den Iidas des Apollonios zurückführen, oder wenn wir vorher (S. 8f.) den Iidas, dem Apollonios für seine Argonautika jene Rolle zugewiesen hat, schlechthin aus einer Verschmelzung des ursprünglichen Iidas mit Kaineus hervorgehen ließen, oder anderes der Art, was wir uns hier erlaubt haben, weil ohne Vereinfachung solche Dinge nicht klar gedacht und klar ausgesagt werden können. Diese unsre Ausführungen sollten demgemäß cum grano salis genommen werden. Wenn das geschieht, scheinen mir die Zuspitzungen harmlos, und zwar darum, weil es uns dabei auf den Typenwandel des Sagenhelden ankam, und es hierfür unwesentlich ist, welche bestimmte Sagengestalt wir als Repräsentanten ihres Typos benutzen.

Trois cas d'asyle archaïque*

Par Denis van Berchem, Bâle

Le mot français *asile* dérive, par l'intermédiaire du latin *asylum*, de l'adjectif grec *ἀσυλος* (subst. *ἀσυλία*), qui définit la condition de ce qui est soustrait au droit de prise ou de représailles (*σύλη, συλλαν*)¹. Dans la société antique, à l'état archaïque, tout individu surpris hors du territoire de sa cité ou de sa communauté est exposé à se voir dépouillé de son bien ou de sa liberté; privé de tout droit, il ne peut se réclamer d'aucune protection juridique. Pour remédier à cet état de choses, dont les inconvénients ont bien fini par apparaître, les cités grecques ont imaginé de conférer l'inviolabilité, ou asyle, aux personnes qu'elles avaient intérêt à ménager, ou de se la garantir réciproquement. L'asyle, reconnue par décret ou par traité à des individus ou à des collectivités, est déjà une forme évoluée de droit international. Attestée à l'époque historique par de nombreux textes épigraphiques, elle est dépourvue de valeur religieuse, sinon dans la sanction que peut prévoir, en cas de violation, le document qui l'établit. De cette asyle-là, il ne sera pas question dans la présente étude.

Avant que ne se généralisât parmi les Grecs et leurs voisins cette façon de sauf-conduit, le seul moyen de se soustraire à l'hostilité et à la poursuite des hommes était le recours aux dieux. Tout ce qui appartient à un dieu, autel, temple, sanctuaire, est, en raison de la force divine qui l'habite, reconnu spontanément et presque universellement comme inviolable. Le suppliant qui se consacre aux dieux participe, en théorie du moins, à cette inviolabilité, étant entendu qu'à l'origine, cette consécration doit s'opérer de la façon la plus matérielle, par le refuge dans le temple, par un lien physique établi entre l'individu menacé et la statue ou l'autel du dieu². L'image d'Oreste étreignant l'omphalos de Delphes symbolise cette forme locale d'asyle, qui est l'asyle des sanctuaires.

Attestée depuis une haute antiquité, elle nous est surtout connue par des documents d'époque hellénistique, qui en précisent les conditions d'application. Pourquoi de tels documents, puisqu'il s'agissait d'un droit religieux, et par conséquent prééminent ? C'est que, dans des états régis par un ensemble complexe de lois et de coutumes, et tout particulièrement sous l'autorité des rois hellénistiques, dont l'absolutisme ne s'accommodait que de priviléges reconnus ou conférés par eux, il était indispensable de délimiter avec rigueur le domaine du dieu et celui du pouvoir temporel.

* Leçon prononcée à la Faculté des Lettres de l'Université de Genève, le 3 juin 1959, à l'occasion du Jubilé de cette Université.

¹ E. Schlesinger, *Die griech. Asylie*, Diss. Giessen (1933).

² M. P. Nilsson, *Geschichte der griech. Religion* I 2e éd. (Munich 1955) 77.

Dans l'espace, d'abord. A cet effet, des bornes jalonnaient l'enceinte sacrée, dont quelques-unes ont été retrouvées de nos jours³.

Dans ses effets pratiques, ensuite. Enumérons-en quelques-uns, empruntés à deux domaines différents. 1. Il était entendu que la juridiction du pouvoir temporel prenait fin à la frontière de l'asile; les poursuites s'arrêtaient au seuil du sanctuaire. Mais encore, pour prévenir des abus aussi préjudiciables à la communauté religieuse qui l'habitait, qu'à la société qui l'entourait, convenait-il de fixer à l'avance sous quelles conditions les diverses catégories de suppliants pouvaient y trouver un refuge et un allègement à leur misère. Nous avons conservé plusieurs de ces règlements, garantis par l'autorité civile, et qui traitent, par exemple, le cas des esclaves en fuite ou des débiteurs insolubles⁴. 2. Toute transaction effectuée à l'intérieur du territoire consacré échappait au contrôle du pouvoir temporel, et les redevances auxquelles elle pouvait donner lieu appartenaient de droit au trésor du dieu⁵. Or les sanctuaires, dans l'antiquité comme au moyen-âge chrétien, ont souvent abrité d'importantes foires⁶. Les jours de fête y faisaient converger des foules largement pourvues de moyens d'achat; la neutralité qui y régnait était propice aux échanges internationaux. On pourrait même citer des cas où temple et marché ont été créés simultanément, le premier n'ayant d'autre fin que d'assurer le bon fonctionnement du second⁷. La taxe sur les ventes, qui se montait souvent, en Orient, au dixième de la valeur des marchandises (dîme)⁸, constituait un revenu que l'autorité politique pouvait être tentée de détourner à son profit. De là, à nouveau, le besoin d'un contrat ou d'une charte. Les exemples que nous en avons montrent qu'en principe les souverains ont soutenu les asiles à cet égard, le développement d'un centre de commerce favorisant l'essor économique de tout le territoire environnant.

Enfin, de l'asyle des sanctuaires, on tend à distinguer l'asyle des villes. Nous connaissons en effet nombre de cas où l'asyle fut étendue à toute une ville, voire au territoire de cette ville. D'importantes inscriptions, retrouvées à Smyrne, à Magnésie du Méandre, à Téos et en d'autres places, et qui datent toutes de l'époque hellénistique, retracent la procédure de cette extension. Il y fallait d'abord une manifestation de la volonté divine, qui s'exprimait en général par une épiphanie des divinités poliades, et que venait confirmer un oracle. Alors le souverain, au

³ L. Robert, dans *Hellenica* VI (1948) 32.

⁴ Pour les esclaves, voir *SIG*, 3e éd., 736, XVI; cf. K. Latte, *Heiliges Recht* (Tübingen 1920) 206. Pour les débiteurs, *Macch.* I 10, 43.

⁵ *SIG* 990 (Smyrne); *OGIS* 262 (Baetocaece); *Macch.* I 10, 31 (Jérusalem).

⁶ C'est un usage universel; qu'on songe au Temple de Jérusalem, avec ses marchands et ses changeurs: *Matth.* 21, 12; *Marc.* 11, 15; *Luc.* 19, 45.

⁷ Nicolas de Damas (frg. 48, dans *FGr Hist* 90 F 44, 8) relate d'après Xanthos le Lydien une anecdote bien intéressante à cet égard, puisqu'elle situe à l'aube du VIII^e siècle, sous la dynastie des Héraclides, la fondation d'une place de commerce: on y voit combinés un caravansérail, un marché et un temple, le tout mis par le roi au bénéfice d'une franchise des droits normalement dus au pouvoir central. Hérodote (I 94) eut bien raison de vanter le sens des affaires des seigneurs lydiens; ils ont souvent précédé les Grecs dans l'organisation du grand commerce.

⁸ *SIG* 990 (Smyrne); aussi à Babylone: E. Bikerman, *Institutions des Séleucides* (Paris 1938) 116.

royaume duquel appartenait cette ville ou ce territoire, proclamait leur «sainteté» (*πόλις, χώρα ἱερά*). En troisième lieu, il s'agissait d'obtenir des puissances étrangères, rois, peuples ou cités, la reconnaissance de l'asyle, corollaire de la sainteté.

Selon M. Henri Seyrig, qui a consacré plusieurs études à ce problème⁹, il n'y avait d'asyle qu'en vertu d'un accord international, négocié directement par les ambassadeurs de la ville intéressée. Un souverain hellénistique ne pouvait, affirme-t-il, conférer à une ville sujette ou vassale que la sainteté, non l'asyle. En fait, il ne lui appartenait pas de le faire, puisque c'était en principe une prérogative divine. Mais il prenait acte de cette asyle, et l'annonçait au reste du monde. C'est ce qui s'est passé dans le cas de Smyrne¹⁰, et rien ne prouve qu'à Tyr ou à Séleucie de Piérie, il en soit allé autrement. Au surplus, il faut bien voir que les importants priviléges qu'implique à nos yeux le statut d'asile, soit l'autonomie judiciaire et l'autonomie fiscale, procédaient plutôt de cet abandon de souveraineté qu'était la consécration d'une ville à son dieu. En y consentant, le roi créait la condition indispensable à la reconnaissance internationale de l'asyle. Mais cette dernière demeurait nécessairement incomplète et ne pouvait avoir qu'une portée relative. L'acte décisif était donc accompli par le roi cédant théoriquement au dieu, pratiquement à la communauté en faveur de laquelle ce dieu s'était déclaré, ses droits sur l'administration d'un territoire et tout particulièrement sur les revenus qu'il en tirait. On le voit, l'asyle, ou mieux la sainteté qui en est inséparable, est une forme religieuse de la liberté des villes.

Pourquoi, à l'époque hellénistique, tant de villes ont-elles recherché ce statut, dans l'empire séleucide surtout, et pourquoi le roi s'est-il si souvent prêté à le leur reconnaître ? On a répondu à cette question en invoquant l'insécurité qui régnait alors, du fait des guerres que souverains ou prétendants se livraient presque sans trêve, et de la piraterie qui se greffait sur l'état de guerre. Il est certain que les premières villes à bénéficier de l'asyle furent des villes côtières, et que les peuples dont elles sollicitèrent des actes de reconnaissance furent, dans la majorité des cas, des peuples pirates, Etoliens ou Crétois. Il est manifeste aussi que la décision par laquelle un roi agréait la sainteté et l'asyle d'une ville résultait souvent d'une situation de crise, où le roi se voyait exposé à perdre cette ville au profit d'un rival: c'est ce que M. Seyrig a brillamment démontré pour Tyr¹¹, et qui se retrouve dans le cas de Smyrne, proclamée sainte et asile à un moment où Séleucus II, engagé en Syrie dans une campagne contre Ptolémée III, était incapable de la protéger contre les entreprises des villes voisines acquises au parti de l'Egypte¹².

⁹ *Antiquités syriennes* III (Paris 1946) 1; IV (1953) 172 et 205. Voir aussi Cl. Préaux, *Les villes hellénistiques, dans La ville*, Recueil de la Société J. Bodin VI (Bruxelles 1954) 113 ss.

¹⁰ *OGIS* 229, 11: ἔγραψεν δὲ καὶ πρὸς τοὺς βασιλεῖς καὶ τοὺς δινάστας καὶ τὰς πόλεις καὶ τὰς ἔθνη ἀξιώσας ἀποδέξασθαι τό τε ἱερὸν τῆς Στρατονικίδος Ἀρροδίτης ἀσυλον εἶναι καὶ τὴν πόλιν ἡμῶν ἱερὰν καὶ ἀσυλον.

¹¹ *Notes on Syrian Coins*, Num. Notes and Monographs 119 (New York 1950) 19 ss.

¹² *OGIS* 229, 1: ἐπειδὴ πρότερον τε καθ' ὁν καιρὸν ὁ βασιλεὺς Σέλευκος ὑπερέβαλεν εἰς τὴν Σελευκίδα, πολλῶν καὶ μεγάλων κινδύνων πειρατῶν τὴν πόλιν ἡμῶν καὶ τὴν χώραν, κτλ. Voir aussi *OGIS* 228, 8 avec la correction d'Haussoullier (χώραν πάτριον), qui montre une partie du territoire de Smyrne aux mains de ses ennemis.

Mais cette façon de voir dégage trop exclusivement le côté passif de l'asyle, la sécurité militaire. Elle ne met pas suffisamment en lumière les possibilités de développement économique que l'asyle offrait à une ville. Au surplus, toutes les études faites jusqu'ici des effets de droit public de l'asyle des villes ont le tort de n'avoir porté que sur les documents de l'époque hellénistique; l'élargissement de la notion d'asile, sa diffusion, la prolifération des garanties qui lui sont désormais nécessaires et l'usure des mots qui la caractérisent sont cause que l'institution nous apparaît alors comme abâtardie, exploitée à des fins qui ne sont pas celles qui l'avaient mise en honneur: voir les réflexions méprisantes qu'elle inspire à Tacite¹³. Or l'asyle ou, si l'on préfère, le statut à la fois religieux et juridique que ce mot implique, existera bien avant l'époque hellénistique. Nous en voulons pour preuve les trois cas que nous allons envisager successivement et qui, tous les trois, sont empruntés au VIe siècle avant notre ère.

I. Ephèse

L'histoire d'Ephèse nous offre un premier exemple, particulièrement typique, d'asyle archaïque. Lorsqu'à une date mal déterminée, des colons grecs prirent pied au fond de la baie du Koressos, ils se fixèrent sur le versant nord de la colline aujourd'hui appelée Panajir Dagh, où des tessons de céramique des VIIIe et VIIe siècles ont révélé la place de leur établissement¹⁴. A quelque distance, dans l'axe de la vallée, la forteresse naturelle d'Ayasoluk portait une localité indigène, carienne ou lélègue. Entre les deux agglomérations s'étendait une zone neutre, parce que consacrée à une divinité dont le culte était pratiqué aussi bien par les immigrés que par la population locale: une déesse anatolienne, assimilée par les Grecs à leur Artémis. Son temple était assorti d'un port, connu sous le nom de Port Sacré, et d'un marché¹⁵. Cette combinaison permet de saisir le rôle dévolu par les Grecs au sanctuaire: il garantissait la sécurité des marchands, la liberté des échanges.

Une telle disposition n'est pas particulière à Ephèse. Elle se retrouve à la même époque dans plusieurs villes de la côte anatolienne, comme Milet et Halicarnasse¹⁶. Elle traduit la vocation commerciale qui fut à l'origine de ces colonies. Ephèse eut, toutefois, sur ses rivales, l'avantage de disposer de meilleures liaisons par route avec l'intérieur du pays, entre autres avec Sardes, capitale de la Lydie, dont les rois surent très tôt, et avec un remarquable esprit de suite, exploiter leur position d'intermédiaires, entre les centres de production asiatiques et la mer Egée¹⁷. Grâce à eux se développa un système perfectionné de routes caravanières, de

¹³ *Ann.* III 60.

¹⁴ J. Keil, dans *Österr. Jahresh.* XXIII (1926) Beibl. 250; XXIV (1929) Beibl. 45; cf. *Führer durch Ephesos*, 4e éd. (Vienne 1957) 58.

¹⁵ RE, art. *Éphesos* (Bürchner); l'emplacement de l'agora primitive résulte d'Athénée VIII 361 e.

¹⁶ K. Lehmann-Hartleben, *Die antiken Hafenanlagen des Mittelmeeres*, *Klio* Beiheft XIV (1923) 20 et 32.

¹⁷ G. Radet, *La Lydie et le monde grec au temps des Mermnades* (Paris 1893).

gîtes d'étapes, de péages et de marchés, qui valut aux Mermnades de fabuleuses richesses, mais où leurs partenaires grecs ne perdirent pas non plus leur peine.

Le premier avatar connu de l'histoire d'Ephèse est le conflit qui, dans la première moitié du VI^e siècle, opposa la ville à Crésus. Hérodote rapporte que, pour se soustraire à la conquête, les Ephésiens tendirent, entre leurs remparts et le temple d'Artémis, une corde grâce à laquelle l'investiture divine, et par suite l'inviolabilité, devaient se transmettre à la ville¹⁸. Ce stratagème ne dut pas suffire à les mettre hors de cause, puisque, sous le règne de ce même Crésus, nous voyons leur ville subir un changement, où se marque la politique constamment appliquée par ce roi aux cités grecques tombées en son pouvoir : le site primitif fut abandonné et l'agglomération recréée dans la plaine, autour du temple¹⁹. Le premier but de ce déplacement fut assurément, à Ephèse comme ailleurs, de mettre les habitants à la discrétion du roi, en les délogeant d'une hauteur qui pouvait devenir une forteresse gênante. Mais, à l'encontre de ce qu'il fit avec les autres Grecs d'Asie, Crésus n'annexa pas les Ephésiens à son royaume. Respectant leur autonomie, il conclut avec eux un traité²⁰. Sans rien connaître des termes de ce traité, il n'est pas difficile d'imaginer qu'il procédait d'une relation nouvelle entre la ville et le sanctuaire. Au temps de l'empereur Tibère, les Ephésiens devaient défendre, devant le Sénat, l'asyle de l'Artémision, en invoquant son origine quasi-mythologique²¹. Il est clair que Crésus, qui prit une large part à la reconstruction du temple, ne toucha pas à un privilège si joliment illustré par le récit d'Hérodote. Mais, en reportant leur ville dans le bas-fond qu'occupait depuis des siècles l'Artémis anatolienne, il semble qu'il ait, en quelque sorte, pris les Ephésiens à leur jeu, en liant leur sort à celui de leur déesse, et en leur faisant partager ses droits.

Une preuve indirecte de la consécration d'Ephèse à Artémis, au temps de Crésus, nous est donnée par le comportement d'Alexandre à l'égard de cette ville. L'ayant reprise aux Perses, en 334 avant notre ère, il ordonna que les redevances, payées jusqu'alors aux Perses, le fussent désormais au temple²². Nous n'entrerons pas ici dans l'immense question de la politique d'Alexandre à l'endroit des villes grecques. Il nous suffira de rappeler qu'il justifia son attaque contre les Perses par la nécessité de libérer les Grecs d'Asie, soit de rendre à leurs cités leurs institutions traditionnelles. L'affectation des revenus d'Ephèse au temple d'Artémis a donc le caractère d'une restitution. Dans les autres villes d'Ionie, Alexandre rétablit l'autonomie et la démocratie et renonça aux impôts perçus par les agents du Grand Roi²³. C'est donc à une liberté pure et simple qu'il les appelait, tandis que dans le cas d'Ephèse, il rétablissait cette forme particulière d'autonomie, qui est

¹⁸ I 26; cf. Polyain. *Stratag.* VI 50.

¹⁹ Strab. XIV 1, 21; cf. XIII 1, 25.

²⁰ Polyain. VI 50.

²¹ Tac. *Ann.* III 61.

²² Arr. *Anab.* I 17, 10.

²³ Ibid. I 18, 2.

l'asylie, et dont les modalités avaient trouvé leur expression dans le traité de Crésus.

Par une chance extraordinaire, les fouilles exécutées par les Anglais à l'Artémision leur ont fait retrouver un document qui date de sa reconstruction, vers 550 av. J.-C., et qui démontre précisément la convergence des revenus publics d'Ephèse sur le trésor sacré²⁴. C'est, gravé sur une plaque d'argent, un compte en mines d'or et d'argent, et peu importe de savoir s'il s'agit de revenus réguliers ou, comme le croit son éditeur, de contributions exceptionnelles motivées par les énormes frais de la bâtie. Ce qui est significatif, c'est qu'à côté d'un «fonds des dons» (*ἐκ τῶν δώρων*), qui a sa place indiquée dans le trésor d'un temple, nous y trouvons mentionnés d'autres fonds qui reflètent l'administration complexe d'un état théocratique: citons la régie du sel (*ἐκ τοῦ ἀλός*), la régie du bois (*ἐκ τοῦ δόρατος*)²⁵, l'impôt sur les marchandises introduites dans le port (*ἐκ τοῦ ναυτικοῦ*) et un dernier poste (*ἐκ πόλεως*) où, plutôt qu'un prélèvement sur une caisse propre à la ville, nous préférons voir, par analogie avec le *ναυτικόν*, le produit d'un octroi ou, éventuellement, d'un impôt perçu sur les objets manufacturés en ville²⁶.

On le voit, le régime privilégié, qui fut celui d'Ephèse au milieu du VIe siècle, offre déjà les traits caractéristiques de l'asylie hellénistique: souveraineté nominale exercée par un dieu, autonomie de fait, perceptible dans ce cas sur le plan financier, garantie octroyée par le roi dont les états entourent la ville. Ramenée par les Achéménides à la condition des autres cités grecques (à moins qu'il ne faille voir dans l'assujettissement d'Ephèse au tribut un effet de sa participation à la ligue athénienne), elle recouvra avec Alexandre son ancien statut, mais pour peu de temps. Car, sous le gouvernement de Lysimaque, dont on sait qu'il fut peu favorable à l'indépendance des villes grecques, Ephèse fut reconstruite à neuf à l'emplacement que délimite aujourd'hui encore l'enceinte désignée par le nom de ce prince. Obéissant à un souci contraire à celui de Crésus, Lysimaque voulut mieux assurer la défense de la ville, tout en la dotant d'un port qui répondit aux exigences de son époque. Mais ce transfert, qui éloignait la ville de l'Artémision, rompit la convention établie par Crésus et nous n'entendons pas qu'à aucun moment, à l'époque hellénistique, l'asylie traditionnellement reconnue au sanctuaire ait jamais été étendue à la nouvelle Ephèse.

II. Naucratis

Que la ville de Naucratis, sur le bras canopique du Delta du Nil, soit issue d'une colonie de Milet, est un des faits les mieux attestés de l'histoire. Nous en devons l'affirmation à Strabon²⁷, mais, avant lui, il avait été l'objet de témoignages si

²⁴ D. G. Hogarth, *The archaic Artemision*, dans Brit. Museum, Excavations at Ephesos (Londres 1908) 120.

²⁵ Nous retenons ici l'interprétation de J. Keil, citée par Hogarth, op. cit. 130.

²⁶ Voir le poste équivalent mentionné sur la stèle de Naucratis, ci-dessous, p. 28.

²⁷ XVII 1, 18.

nombreux²⁸, que leur abondance même, si elle ne laisse pas place au doute, donne néanmoins à penser que les droits de Milet avaient été mis en question.

Nous savons ainsi qu'au temps du roi Psammétique Ier, qui, avec l'aide de mercenaires grecs et cariens, libéra l'Egypte du joug assyrien et rétablit sous sa dynastie l'unité du royaume, les Milésiens fondèrent un premier établissement dans le Delta, à proximité de la mer (*Μιλησίων τεῖχος*), puis, remontant le fleuve à l'intérieur, se fixèrent durablement à Naucratis, non loin de la résidence dynastique de Saïs.

On sait que la politique philhellène de Psammétique Ier et de ses successeurs immédiats, la situation prépondérante des mercenaires et des marchands grecs en Egypte, finirent par y susciter une réaction nationaliste, qui détermina la chute du pharaon Apriès et son remplacement par Amasis. Ce dernier dut résoudre, à son avènement, un problème délicat: satisfaire les exigences des Egyptiens, sans se brouiller avec les Grecs, auxquels le royaume devait alors le principal de sa force militaire et de son rayonnement international. On sait comment il s'y prit; il ramena toutes les garnisons grecques à Memphis²⁹ et concentra les établissements non militaires à Naucratis, instituant au profit de cette ville et de son port un monopole absolu du commerce grec avec l'Egypte³⁰.

Hérodote, visitant un siècle plus tard l'Egypte, devenue entre temps province perse, vante les capacités administratives du roi Amasis, qu'il dépeint comme l'ami des Grecs, ce qui démontre pour le moins l'habileté de sa politique. Les renseignements recueillis par l'historien à Naucratis sont d'autant plus précieux que, parlant dans sa langue avec des compatriotes, il n'y était pas exposé aux méprises qui compromettent son témoignage sur d'autres sites. Il faut lire attentivement les chapitres 178 et 179 de son deuxième livre; les Milésiens, les Samiens, les Egynètes avaient, nous dit-il, à Naucratis leur sanctuaire particulier, mais le plus grand et le plus important était l'Hellénion, à la fondation duquel participèrent onze villes, presque toutes ionniennes ou doriques. Les fouilles exécutées à Naucratis à la fin du siècle dernier y ont fait retrouver les fondations de la plupart de ces édifices, y compris celui de Milet, qui semble le plus ancien, et l'Hellénion, identifié par des inscriptions *τοῖς θεοῖς τῶν Ἑλλήνων*³¹.

Il ressort du texte d'Hérodote qu'il y avait contestation entre les diverses communautés grecques de Naucratis au sujet de l'Hellénion, dont Milet, entre autres, était exclue³², et la querelle dont il se fait l'écho se relie sans doute à celle de l'origine de Naucratis. Mais pourquoi se disputait-on la propriété du sanctuaire?

²⁸ Réunis et discutés par H. Prinz, *Funde aus Naukratis*, Klio Beiheft VII (1908), par H. Kees, dans RE, art. *Naukratis*, et par F. W. von Bissing, *Naukratis*, dans Bulletin de la Société archéol. d'Alexandrie XXXIX (1951) 33.

²⁹ Sous le nom de Babylone, puis de Fostat (lat. *fossatum*), la forteresse établie à la pointe du Delta constitue, jusque bien avant dans l'ère arabe, la position-clé qui assure à son occupant la possession de l'Egypte.

³⁰ Herod. II 179.

³¹ Prinz, op. cit. 6ss.

³² II 178: *Τούτων μέν ἔστι τοῦτο τὸ τέμενος, καὶ προστάτας τοῦ ἐμπορίου αὗται αἱ πόλεις εἰσὶ αἱ παρέχουσαι· ὅσαι δὲ ἄλλαι πόλεις μεταποιεῦνται, οὐδέν σφι μετεὸν μεταποιεῦνται.*

Parce que, nous donne-t-il à entendre, les ressortissants des villes associées dans la construction de l'Hellénion étaient aussi ceux qui désignaient les «préfets du marché»³³. Il y avait donc une relation étroite entre le temple et le marché, et l'on peut en conclure que les préfets percevaient au profit de l'Hellénion les droits auxquels étaient inévitablement soumises les marchandises écoulées sur ce marché.

On voit aussitôt se dessiner une situation qui rappelle, à bien des égards, celle que nous avons trouvée à Ephèse. Dans un pays non grec, sous la garantie d'un roi philhellène, se crée, à des fins de commerce, un centre comportant port, marché et sanctuaire. Vouée aux dieux grecs, nommés collectivement, la place s'offre aux marchands qui la fréquentent comme un territoire neutralisé³⁴. Le privilège institué par Amasis en faveur de l'Hellénion est la compensation réservée par cet astucieux souverain aux communautés qu'il avait établies de force à Naucratis. On conçoit que les Milésiens, premiers occupants du site, en aient conçu du dépit. Soulignons qu'Amasis est l'exact contemporain de Crésus. Rapprochés par une même hostilité à la politique expansioniste des Perses, ils sont, l'un avec l'autre, sur un pied d'alliance. Si nous songeons, en outre, au rôle que les Grecs jouent dans leurs deux royaumes, nous ne saurions être surpris de découvrir, à Ephèse et à Naucratis, deux régimes aussi semblables.

Le statut de Naucratis n'eut pas, du reste, une durée plus longue que celui d'Ephèse. La politique libérale des Perses en matière économique n'était pas favorable au maintien d'un monopole commercial. Au temps d'Hérodote, il n'existe déjà plus. Quant aux droits perçus sur le marché au profit du temple, ils représentaient une source de revenus trop importante pour ne pas tenter la cupidité des maîtres successifs du royaume. Sur ces droits, par une chance égale à celle qui vient d'être signalée pour Ephèse, nous avons un document, postérieur, il est vrai, de deux siècles à Amasis, mais dont les données peuvent être utilisées pour son époque. Il s'agit d'une stèle, trouvée à Naucratis même, et qui énumère les droits cédés par un souverain de la XXXe dynastie, Nectanébo Ier, à la déesse de Saïs, Neith³⁵. On y voit figurer, entre autres, une dîme, prélevée dans un port, sur tous les produits, naturels ou manufacturés, en provenance de la «mer grecque» et une autre dîme, prélevée sur tous les objets fabriqués à Naucratis même³⁶. Un

³³ Προστάται τοῦ ἐμπορίου. Refusant de croire que les Milésiens aient pu être désavantagés dans l'organisation de l'*emporium* de Naucratis, Prinz est d'avis que chaque sanctuaire avait son marché propre (op. cit. 5). Mais cette interprétation, éminemment contraire à la notion fonctionnelle de l'*emporium*, est contredite par l'emploi qu'Hérodote fait du même mot au chap. 179. Contre l'opinion de Prinz, voir aussi F. W. von Bissing, op. cit. 81, et C. Roebuck, *The Organisation of Naukratis*, dans Cl. Phil. XLVI (1951) 212.

³⁴ Naucratis conserva son autonomie à travers toutes les périéties de l'histoire égyptienne: sous Alexandre, elle frappe ses propres monnaies (B. V. Head, *Historia numorum*, 2e éd. [Oxford 1911] 845) et, sous Ptolémée II, elle occupe une place à part dans le nome saïtique (B. P. Grenfell, *Revenue-Laws of Ptolemy Philadelphus* [1896] col. 60, 18).

³⁵ A. Erman et U. Wilcken, *Die Naukratissäule*, dans *Zeitschrift für Ägypt. Sprache und Altertumskunde* 38 (1900) 127. Sur l'identité du donateur, voir, en dernier lieu, F. K. Kienitz, *Die politische Geschichte Ägyptens vom 7. bis zum 4. Jahrh.* (Berlin 1953) 199.

³⁶ Il convient d'observer que, dans le texte hiéroglyphique, le nom du port n'est pas le même que celui de la ville. Mais la mention contiguë de ces deux dîmes suggère, à elle seule,

roi ne peut offrir que ce qu'il possède ; la donation de Nectanébo prouve qu'à la date où elle eut lieu, ces revenus allaient au trésor royal. Mais si, comme l'ont admis la plupart des commentateurs, l'origine des droits inscrits sur la stèle de Naucratis est antérieure à la première conquête du royaume par les Perses, nous n'aurons pas de scrupule à y reconnaître ceux qu'Amasis concéda à l'Hellénion, lorsqu'il établit au profit de Naucratis un strict monopole du commerce de l'Egypte avec les Grecs. Dès lors, de nouveaux traits viennent accuser la ressemblance des statuts de Naucratis et d'Ephèse. On reconnaîtra, en effet, dans la première dîme, le *ravτικόν* de la plaque de l'Artémision, et dans la seconde, l'impôt désigné à Ephèse, d'une façon un peu vague à notre gré, par les mots *ἐκ πόλεως*, auxquels notre rapprochement confère désormais une signification plus précise. Nous nous croyons donc en droit de présenter Naucratis comme un deuxième exemple d'asyle archaïque, non pas étroitement circonscrite par l'enceinte d'un sanctuaire, mais étendue à un ensemble économique complexe.

III. Rome

En nommant Rome pour troisième exemple, peut-être susciterons-nous quelque surprise parmi nos auditeurs. Mommsen n'a-t-il pas déclaré avec force que la notion d'asile, ou plus exactement son application à des individus, même réfugiés dans un sanctuaire, était étrangère au droit romain³⁷ ? Une affirmation aussi péremptoire a au moins l'avantage de montrer qu'à en juger par ce que nous savons de l'évolution de ce droit, les Romains n'auraient pas toléré, de leur propre gré, une extension de l'asyle comparable à celle que nous constatons dans le monde grec, tant à l'époque archaïque qu'à l'époque hellénistique. Et pourtant, si l'on examine de près les institutions de la Rome primitive, on y voit cette notion affleurer assez souvent, pour qu'il vaille la peine d'en examiner chaque trace dans son contexte.

1. Chacun connaît l'asile que Romulus aurait institué pour attirer des habitants dans la ville qu'il venait de fonder. A l'époque historique, on en montrait l'emplacement soigneusement clos, sur le Capitole, dans la selle qui s'étendait entre la Citadelle et le Temple de Jupiter³⁸. Il n'y a rien à retenir de cette légende, qui vise manifestement à expliquer, en partant de la conception la plus tardive et la plus discutable de l'asile, un nom attaché depuis un âge reculé à un espace désaffecté. On a vu qu'il n'y avait pas d'asile sans une présence divine; or l'asile du Capitole ne comportait pas de sanctuaire et, de l'aveu de Denys d'Halicarnasse,

un rapport étroit entre les deux sites. Et puisque les liaisons par mer avec les centres d'exportation grecs ont convergé sur Naucratis, exclusivement, d'abord, puis, sous la domination des Perses et jusqu'à la fondation d'Alexandrie, principalement, nous avons tout lieu d'admettre que le port en question était celui de Naucratis.

³⁷ *Röm. Strafrecht* (Leipzig 1899) 458 ss.

³⁸ Platner-Ashby, *Topogr. Dictionary of anc. Rome* (Oxford 1929) 55, avec toutes les références.

personne ne pouvait dire à quel dieu il était dédié³⁹. Peut-être ferait-on bien de le considérer comme une survivance d'un état de chose fort ancien, antérieur à l'érection, par les rois étrusques, de l'*Arx* et du Capitole proprement dit, et où la colline tout entière appartenait à un dieu dont le nom reste à trouver.

2. L'unique sanctuaire romain dont l'asylie soit attestée par un texte sûr, antérieurement à l'Empire, est le temple de Cérès⁴⁰. Après l'excellente thèse que M. Henri Le Bonniec vient de lui consacrer, l'histoire de ce temple peut aujourd'hui être considérée comme suffisamment éclaircie⁴¹. Elevé sur les confins du Forum Boarium, dans les premières années du Ve siècle, abritant un culte d'importation grecque, il fut dès l'origine étroitement lié au destin de la plèbe. Dans ce quartier jouxtant le Tibre, vers lequel convergeaient, sur les deux rives, les routes terrestres, premier port et premier marché permanent de Rome, la déesse exerçait, par le truchement des édiles, au profit des trafiquants de toute provenance qui s'y rencontraient, la protection et la police indispensables au développement des affaires. Le nom grec des édiles, *ἀγοράρους*, exprime du reste la fonction qui les faisait plus particulièrement connaître des étrangers. Ils étaient liés au temple de Cérès, tout comme à Naucratis, les «préfets du marché» l'étaient à l'Hellénion.

3. Avant d'être reconnue au temple de Cérès, l'asylie semble bien avoir été le privilège d'un autre temple, dont la date de fondation n'est pas connue, mais qui remonte certainement à l'époque royale: celui de Diane sur l'Aventin. L'asylie du temple de Diane est affirmée par Denys d'Halicarnasse⁴². Le témoignage de cet historien, qui s'applique à donner un visage grec aux institutions de Rome, pourrait apparaître suspect, s'il était isolé. Mais nous avons d'autres indices. Ainsi savons-nous, par Festus⁴³, que la fête annuelle de la déesse, aux ides d'août, était aussi le *servorum dies festus*. Pourquoi une fête des esclaves, si Diane n'avait été pour eux la source d'une grâce particulière? Nous voilà donc tentés de soupçonner l'existence d'une disposition analogue à la clause des esclaves fugitifs, qui figurait obligatoirement dans le règlement d'une asylie grecque. C'est encore un asile que postule le geste de Caius Gracchus, dans le dernier épisode de sa lutte contre le parti sénatorial; dénoncé par ses adversaires comme ennemi public, lâché par l'ordre équestre, il se réfugie dans le temple de Diane, comme s'il avait espéré que les forces lancées à sa poursuite reculeraient devant une extradition sacrilège⁴⁴. Enfin un troisième indice, et le plus probant à nos yeux, est la relation étroite qui existe entre ce temple et l'Aventin, *collis Diana*⁴⁵, ainsi que le tabou religieux attaché jusque sous l'Empire à cette colline, et dont nous allons parler.

³⁹ *Ant. Rom.* II 15. Cette incertitude laissait le champ libre aux spéculations érudites, comme celle dont témoigne Servius *ad Aen.* II 761; cf. F. Altheim, *Röm. Religionsgeschichte* I (Baden-Baden 1951) 181 ss.

⁴⁰ Varro ap. Non. éd. Lindsay 44, 1.

⁴¹ *Le culte de Cérès à Rome* (Paris 1958).

⁴² IV 26. ⁴³ Ed. Lindsay 460.

⁴⁴ *App. Bell. civ.* I 26, 115; *Plut. C. Gracch.* 16, etc.

⁴⁵ Mart. VII 73, 1; XII 18, 3. Signalons à cette place que la *Lex Icilia*, qui prescrivait le lotissement de l'Aventin et affectait, par là-même, le statut du sanctuaire, avait été affichée à l'intérieur de celui-ci, à côté de la charte de fondation: Dion. Hal. X 32.

La tradition littéraire unanime attribue la fondation du temple au roi Servius Tullius. Il se serait inspiré de l'exemple de l'Artémision d'Ephèse pour doter les communautés latines d'un sanctuaire fédéral⁴⁶. Les savants modernes ont rapproché la Diane de l'Aventin de la Diane d'Aricie, pour conclure au caractère exclusivement latin de son culte. Quel que soit le bien-fondé de cette assimilation⁴⁷, le lien avec Ephèse ne saurait être mis en doute; l'image sacrée de la déesse reproduisait les traits de l'Artémis de Marseille, réplique elle-même de l'Artémis d'Ephèse⁴⁸. Sous la domination étrusque, Rome est déjà, elle est même beaucoup plus qu'aux premiers siècles de la république une place d'échange. Des Grecs prenaient une part active à son commerce, et l'influence de la civilisation grecque, qu'elle s'exerçât directement ou par l'intermédiaire des Etrusques, y était alors prépondérante. Sans entrer dans le détail des discussions auxquelles a donné lieu l'identité de Servius Tullius, notons que son règne coïncide avec ceux de Crésus et d'Amasis. Dans cette Méditerranée du VIe siècle, largement ouverte à la navigation internationale, rien ne se propageait plus rapidement que des institutions à caractère commercial. On s'explique donc aisément que le roi ait jugé bon de créer un asile aux portes de la ville, pour y organiser des foires à date régulière⁴⁹. Nous aimerions bien connaître ces *leges arae Dianaee in Aventino monte*, auxquelles se réfère encore, au début de l'époque impériale, le statut épigraphique de diverses fondations religieuses⁵⁰. Elles impliquent des priviléges dont on ne voit pas quelle pourrait être l'origine, si elles ne remontaient à la fondation du sanctuaire.

Nous avons fait allusion aux attaches du temple de Cérès avec la plèbe de Rome, mais le temple de Diane, lui aussi, passe pour un temple plébien. Si l'on admet qu'il a, le premier, bénéficié de l'asyle, comment ne pas voir que c'est toute l'histoire de la plèbe, et, en particulier, le problème si discuté de ses origines, qui s'en trouvent éclaircis? On se souvient que, peu d'années après l'institution de la république, les plébéiens, en butte aux vexations des patriciens de souche latine ou sabine, et privés de la protection que leur assurait le tyran étrusque, se retirèrent sur l'Aventin, selon une tradition, sur le «Mont Sacré», selon une autre tradition⁵¹, pour se constituer en assemblée indépendante et se donner des représentants chargés de les défendre, les tribuns. Ces deux traditions se ramènent aisément à une seule si, par «Mont Sacré», nous entendons, de préférence à la colline qui porte encore ce nom sur la Via Nomentana, l'Aventin lui-même, frappé d'un tabou religieux. Il est remarquable, en effet, que jusque sous l'empereur Claude,

⁴⁶ Liv. I 45; Dion. Hal. IV 26, etc.

⁴⁷ G. Wissowa, *Religion und Kultus der Römer* (Munich 1912) 249 ss. On remarquera que l'Artémis d'Ephèse avait été, elle aussi, une divinité indigène, avant d'être adoptée par les Grecs.

⁴⁸ Strab. IV 179 s.

⁴⁹ Dion. Hal. IV 26.

⁵⁰ CIL III 1933 (Salonae); XI 361 (Ariminum); XII 4333 (Narbo). De même, le statut de l'Artémision sert de prototype pour les sanctuaires grecs d'Orient: SC de Aphrodisiensibus, dans OGIS 455.

⁵¹ Liv. II 32, où l'Aventin a pour garant Calpurnius Pison. Cf. J. Bayet, dans Tite-Live (Coll. G. Budé) III (Paris 1954) 126 ss.

l'Aventin, absorbé dès le IV^e siècle dans l'enceinte de la ville, soit demeuré exclu du *pomerium*⁵². Pour expliquer cette anomalie, les savants modernes ont avancé toute sorte de raisons, dont aucune n'emporte la conviction⁵³. Les anciens aussi, d'ailleurs, qui n'étaient pas plus au clair que nous sur ce point, et qui y trouvaient prétexte à des considérations aussi oiseuses qu'érudites. Bornons-nous à citer ici Sénèque, qui reproduit, sans les prendre à son compte, les propos d'un quidam: *Aventinum montem extra pomerium esse, ut ille adfirmabat, propter alteram ex duabus causis: aut quod plebs eo secessisset, aut quod Remo auspicante illo loco aves non addixissent*⁵⁴. La seconde explication est négligeable, et la première n'est pas beaucoup plus satisfaisante, dans l'énoncé de Sénèque, mais elle suggère une issue. Car ce qu'il importe de savoir, c'est pourquoi la plèbe avait choisi l'Aventin pour lieu de retraite. Parce qu'elle s'y trouvait au bénéfice d'une exterritorialité, où nous pouvons désormais reconnaître l'asyle du temple de Diane.

On s'est souvent demandé pourquoi les patriciens avaient composé avec la sédition, au lieu de chercher à la réduire. On a voulu saisir le fondement juridique du pouvoir des tribuns, en déterminant la nature des actes qui l'établirent; les *leges sacratae* de Tite-Live, citées à ce propos, sont devenues un casse-tête pour les historiens⁵⁵. On aura, croyons-nous, fait un large pas vers la solution de ces problèmes, lorsqu'on se sera avisé que l'autonomie de la plèbe et la puissance tribunicienne procèdent l'une et l'autre d'un statut bien antérieur au conflit qui les fit naître: l'asyle conférée à d'autres fins par Servius Tullius au temple de Diane, et dont les magistrats de la république, héritiers des rois, ne pouvaient encore, au début du Ve siècle, suspendre ou ignorer les effets. Est-il nécessaire d'observer que l'inviolabilité des tribuns et des édiles n'est qu'une réplique de celle qui, en pays grec, couvrait les agents des sanctuaires en mission hors du territoire consacré, comme ces théores qui allaient de ville en ville annoncer l'imminence des fêtes célébrées en l'honneur de leur dieu; et que, pour désigner la notion romaine d'inviolabilité, les auteurs grecs usent des deux adjectifs *ιερος καὶ ἀσυλος*, qui résument à eux seuls le statut privilégié, dont nous avons essayé de décrire l'origine et l'application en droit public?

Ephèse, Naucratis, Rome, autant d'exemples d'asyle archaïque. Nous nous réservons d'y revenir plus longuement, dans le cadre d'une étude générale sur l'asyle antique. Nous en avons dit suffisamment, toutefois, pour mettre en lumière leurs traits communs. Sur le Caystre comme sur le Nil ou sur le Tibre, on constate, à la même époque, l'extension à une communauté urbaine de la condition à la

⁵² Gell. XIII 14; cf. G. Lugli, *Fontes ad Topographiam vet. urb. Romae pert.* I (Rome 1952) 125ss.

⁵³ A. Merlin, *L'Aventin dans l'antiquité* (Paris 1906) 54ss.

⁵⁴ *De brev. vit.* 13, 8.

⁵⁵ Voir en dernier lieu F. Altheim, op. cit. 221; C. Gioffredi, dans *Studia et documenta historiae et iuris* XI (1945) 37; G. De Sanctis, dans *Studi e Testi* CXXV (= *Miscellanea G. Mercati* V) (1946) 539; K. von Fritz, dans *Studies pres. to D. M. Robinson* II (Washington 1953) 893; J. Bayet, op. cit. 145ss.

fois religieuse et juridique reconnue normalement au seul sanctuaire. Dans les trois cas, le souverain qui l'autorise semble obéir à un souci d'ordre économique; il s'agit pour lui de favoriser l'essor d'une place de commerce. Mais alors qu'à Ephèse et à Naucratis, la communauté privilégiée s'identifie plus ou moins avec la cité, à Rome, elle demeure en marge de celle-ci, comme l'Aventin demeure lui-même exclu de la ville servienne des quatre régions. Mommsen a défini la plèbe et ses institutions comme un état dans l'état⁵⁶; pour commencer, ce fut plutôt un état à côté de l'autre. De tous les cas d'asyle que nous ayons rencontrés, c'est bien celui dont les effets furent à la fois les plus imprévisibles et les plus durables.

⁵⁶ *Staatsrecht* II 3e éd. 280: Gemeinde in der Gemeinde.

Zum Kynikerpapyrus (Pap. Genev. inv. 271)

Von Johannes Th. Kakridis, Thessaloniki

Victor Martin, dem hochverdienten Papyrologen, haben wir herzlich zu danken für seine unmittelbar nach der Veröffentlichung des menandrischen «Dyskolos» erfolgte vortreffliche Publikation eines sehr interessanten, umfangreichen Kynikerpapyrus¹. Ich hoffe, den Traktat, besonders was die Polemik gegen Homer betrifft (Col. XIV Z. 15ff.), später einmal ausführlich zu behandeln. Vorerst möchte ich eine Reihe von Stellen kritisch besprechen:

XII 38ff.

οὐδένες

β[όες δύντε]ς καλοὶ κεραμαχίας
ν[] παιδεύονται δρα-
μόντες φυγεῖν. ἀλλ' ἔκαστον
ζῶιον ταλαιπώρως πρὸς δ πε-
πονθε πολ]εμεῖται.

Den Sinn der Ergänzung (40f.) δρα[μόντες φυγεῖν kann ich nicht verstehen. Der Zusammenhang fordert an dieser Stelle ein Verbum, das eine den Ochsen, die καλοὶ εἰσὶ κεραμαχίας [πέχειν] (so ist wohl zu ergänzen), nicht passende Tätigkeit ausdrückt (δρα[γματηρο]λεῖν ?). – Z. 41ff. Der Sinn: es ist schwer, ein Tier zu bekämpfen, das sich durch die ihm von der Natur gegebenen Waffen wehrt; also: πρὸς δ πέ[φυκε].

XIII 28ff.

καὶ γυναικες ἀνδρῶν
τῶν ἔαντῶν ἀπ]έστησαν καὶ
γυμήσαντες ἀπ]δρες ἐκλαθό-
μενοι γυναικα]ς μετὰ τὴν
σποράν ἀπέ]χτειναν.

So etwa möchte der Herausgeber die Lücken ergänzen. *Γυναικες ἀνδρῶν* [τῶν ἔαντῶν ἀπ]έστησαν bedeutet wohl: Frauen haben ihre Männer verlassen. Aber dieses Vergehen scheint zu leicht zu sein im Verhältnis zu den in diesem Passus geschilderten Greueltaten. Vgl. 23ff. ἀδελφοὶ ἀ[δελφο]ὺς ἔσφαξαν, 25f. πατέρες [τέκ]να ἔφαμάκενσαν, 26ff. νιοὶ γονέων κεφαλὰς ἀπέ[τεμο]γ², 30ff. ἀν[δρες ... ἀπέ]χτειναν. Deshalb schlagen wir vor:

καὶ γυναικες ἀνδρῶν
φόνον οὐκ ἀπ]έστησαν

(oder ἐξ]έστησαν; vielleicht auch ἀνδρῶν [σφῶν φόνον προ]έστησαν oder ἐπ]έστησαν).

¹ Mus. Helv. 16 (1959) 77ff.

² ἀπέ[κοψα]ν Martin.

Wir möchten auch bemerken, daß nach der beigefügten Abbildung des Papyrus die in den Z. 29 und 30 am Anfang fehlenden Buchstaben um eins oder zwei weniger sein müssen, als der Text angibt.

Auch im folgenden möchte ich die Lücken anders ausfüllen, hauptsächlich weil das Partizip ἐκλαθόμενοι (30f.) eines Objektes bedarf. Ich schlage z. B. vor:

παρθένονς ἄν]δρες ἐκλαθό-
μενοι χάριτο]ς μετὰ τὴν
φθορὰν ἀπέ]κτειναν ...

‘Ασελγεῖς ἄμα [καὶ ἀ]γόσιοι gehört zum Vorhergehenden, also muß der Punkt nach ἀνόσιοι versetzt werden.

XIII 52ff. πάθο[ς δὲ δτ]αν ἔτερον συνγε-
γένν[ηται, δρ]ῶμεν ἔχοντας
σκέπ[ην νάχ]ην δασεῖαν, ἢ ὁύ-
γονς ἀπα]θεῖς, ἢ πάγο[νς], δστρα-
κον ὡς φυλ]ακήν [ἔλαβ]ον
ἔκφυσιν.

Wir können die Anomalie ὁρῶμεν ἔχοντας – ὁρῶμεν ἀπαθεῖς in diesem abrupten Stil ruhig hinnehmen. Die Ergänzung πάγο[νς] aber bereitet Schwierigkeiten. Natürlich können wir die Form als Genitiv, parallel zu ὁύ[γονς], auffassen. Aber dann bleibt in der betreffenden Lücke kein Raum mehr übrig für das meines Erachtens unbedingt nötige Wort, durch das sowohl die Syntax als auch der Sinn wieder hergestellt wird. Denn wie kann man jetzt den Satz konstruieren, der zwei Verben (ὁρ]ῶμεν – ἔλαβ]ον) enthält? Auch muß man annehmen, daß der Verfasser zwischen den Tieren, die sich durch ihr zottiges Fell gegen die Kälte wehren (Z. 53ff.), und denen, die mit einem Ostrakon gepanzert sind (Z. 55ff.), gesondert gesprochen hatte. Kurz und gut: wir müssen ἢ πάγο[ν· ἀ δ']δστρακον usw. lesen. Zu ἀ δὲ vgl. Z. 48.

XIV 13ff. πληρωθῆτε ποτε ἀδικίας, ἵνα
χ[ρατ]ῶ γέλωτος, ἢ γελάσω ποιη-
τάς. μισῶ μὲν οὖν αὐτοὺς ...

Martin übersetzt (S. 82): «Rassasiez-vous une fois d'injustice, afin que je maîtrise mon rire, ou que je me moque des poètes.» Dagegen meinen wir, daß der Satz ἢ γελάσω ποιητάς mit dem vorangehenden nicht koordiniert werden kann. Nach γέλωτος müssen wir stark interpungieren. Im folgenden setzt Pseudo-Heraklit seine Fragen an die Ephesier hinsichtlich seiner ἀγελαστία (IX 24ff. ο[ὐ θέλετε μαθεῖν] δ[ιὰ τί ἀγελαστῶ; X 25ff. ταῦτα γ]ελάσω ...; X 49ff. ἢ τοὺς πολέμους ὑμῶν γελάσω; XI 39f. ἢ δι' ἐκεῖ]γο παύσε[τέ με κατηφείας]; XII 18f. δύνα]μαι γελᾶν ...; vgl. auch X 11f. XI 54f.) fort: ἢ γελάσω ποιητάς; ‘Oder meint ihr, daß die Dichter mich zum Lachen bringen können? Aber ich hasse sie ja!’ – Vgl. besonders die erste der oben zitierten Stellen (IX 25f. δ[ιὰ τί ἀγελαστῶ; οὐ] μεισῶν [ἀνθρώπονς, ἀλλὰ κα]κίαν αὐτ[ῶν]. Lachen als Ausdruck der Zufriedenheit und Haß schließen sich gegenseitig aus.

XIV 37ff.

ἡ μὲν ἀρπασθεῖσα
ἔ]δ[ο]ξε δεῖν ἥρως, ἡ δ', εἰ μὴ ἐ-
πήρχε]το, ἀπασαν δεκαετίαν ἥρ-
μοσ]το. ταχὺ παύεται δ μὴ βούλό-
μ[εν]ος.

«Celle qui avait été ravie semble avoir recherché un héros. L'autre, s'il n'avait pas été sur le chemin du retour, se serait promise en mariage durant tous les dix ans» (Martin). Weder das über Helena noch das über Penelope Gesagte scheint mir passend zu sein. Zum ersten Satz kann ich leider nichts Positives vorbringen; δεῖν ἥρως steht auf dem Papyrus sicher zu lesen. Was sollte es aber bedeuten, daß Helena einen Helden aufgesucht habe? Ihr Gatte war auch ein Held, ja sogar ein bedeutenderer als Paris. Soll man vielleicht *〈έτερον〉* ἥρως schreiben? – Was die Aussage über Penelope betrifft, hätte man gegen die Ergänzungen des Herausgebers einzuwenden, erstens daß das vorher nicht erwähnte Subjekt von *ἔ[πήρχε]το* (d. h. Odysseus) nicht fehlen durfte; zweitens daß der Irrealis³ zu den Gegebenheiten der Sage nicht stimmt; denn Penelope war tatsächlich zehn Jahre lang eine umworbene Frau. Man trifft meines Erachtens das Richtige, wenn man folgendermaßen ergänzt:

ἡ δ', εἰ μὴ ἐ-
βούλε]το, ἀπασαν δεκαετίαν ἥρ-
μοσ]το; ταχὺ παύεται κτλ.

«Wenn sie es nicht gern mochte, würde sie zehn Jahre lang sich umwerben lassen?»

XIV 56ff. Man ergänze:

αὐτη γὰρ καὶ
Ὀδυσ[σε]ὺς δ γόνης καὶ Ἀγαμέμνων
δ δημ[οβόρος] φυχὴ μία.

Oder etwa: ταῦτόν ἔστιν, ἐν ἔστιν u. ä.

XV 5f. Die Anapher *μεισῶ* (vgl. XIV 15) zeigt, daß der Philosoph nun zu Hesiod übergeht. Also:

μεισῶ [μὲν οὖν καὶ Ἡσίοδον κα-
κολογ[οῦντα θεοὺς ...

Dazu passen auch die Anfangsbuchstaben von den Z. 9 θεῶν, 12 θ- und 13 θεογ[ονί-].

Auf Archilochos kommt der Kyniker vielleicht erst in Z. 14f. *Ἄρχιλοχος*] δὲ ἦν ... Vgl. Z. 19 *λοιδορός*.

Noch ein paar Kleinigkeiten: II 21 (*ἄλοι<ο>*), III 41 (*οὐδὲν γάρ*), IV 42 (*ψυχῆ[ς]*, zu *δρθαλμούς*. Der Nominativ unverständlich), X 12 (nach *γελῶ* ist stärker zu interpungieren), XI 26 (*δπλαί*), XI 45f. (*ἀγκαλῶν*), XII 50f. (*ἄλ[λοι βοσκ]ημάτων*), XII 52f. (*οὐδεὶς κατὰ [φύσιν]*; vor *οὐδεὶς* ist stark zu interpungieren), XIII 4 (vielleicht: *〈τὸν μὲν〉* *ἀγύρχοις πεποικιλμένον*), XIII 23 (*ἔξηγριωνται*), XIV 23 (*φιλογύνης*).

³ Auch das Fehlen des *ἄν* im Hauptsatze bereitet Schwierigkeiten.

Buchbesprechungen

Michel Lejeune: Mémoires de Philologie Mycénienne, première série (1955–1957). Paris 1958.
402 S.

Die Zahl der Arbeiten über das Mykenische ist innerhalb weniger Jahre seit der Entzifferung schon in die Hunderte gestiegen, und zu den wichtigsten dieser Beiträge gehören diejenigen der Pariser Sprachwissenschaftler. Im vorliegenden Band vereinigt Lejeune seine vierzehn ersten mykenologischen Untersuchungen in der chronologischen Folge ihrer Entstehung. Acht davon waren in verschiedenen Zeitschriften und in den *Etudes Mycénienes* schon erschienen, die sechs letzten sind neu. Die Themen sind sehr mannigfaltig: Fünf Aufsätze betreffen die Zeichen und das Schriftsystem, vier andere behandeln geschlossene Gruppen zusammengehöriger Täfelchen (Räderinventare, Lieferungen und Rationen), zwei Studien gelten einzelnen Wörtern, in dreien endlich sind einzelne Kapitel der Formenlehre und der Lautlehre dargestellt: die Endung *-μι*, die Reduplikation, die Labiovelare. Eine knappe Einleitung orientiert über die Textfunde, die Entzifferung der Schrift und die Anfänge der neuen griechischen Disziplin. Elf Seiten Addenda berücksichtigen, was die allerletzten Täfelchenfunde an neuem Material zu den behandelten Themen enthalten. Drei Appendices: I bietet eine Konkordanz der Knossostäfelchen, II enthält Korrekturen und Ergänzungen zum Index von Bennetts «Pylos Tablets II.», III ist eine Liste der Arbeiten Lejeunes über das Altgriechische. Vorzügliche Register erleichtern das Nachschlagen. Ein Literaturverzeichnis ist dem Buch nicht beigegeben.

Lejeunes ganze Meisterschaft, besonders seine erschöpfende Behandlung jedes geschlossenen Gegenstands und seine nüchterne Klarheit, ist von höchstem Wert gerade im Dienst der Mykenologie, wo die Scheidung des Sicherer vom Möglichen, des Wahrscheinlichen vom Unwahrscheinlichen oft so schwierig ist. Der Verfasser bekennt denn auch, daß es für eine systematische Darstellung der mykenischen Grammatik noch zu früh ist, und sieht in den bisherigen Beiträgen Vorarbeiten dazu. Aber gerade in seinen Mémoires ist schon vieles von bleibender Gültigkeit.

Hugo Mühlestein

John Chadwick: The Decipherment of Linear B. Cambridge University Press 1958. X + 147 S.

Dieses Buch ist so geschrieben, daß es sowohl ein ferner stehendes, sogar der griechischen Sprache unkundiges Publikum als auch und ganz besonders die Fachleute zu fesseln vermag. Denn hier wird erstmals das geboten, was für die Beurteilung des Problems von größter Wichtigkeit ist, nämlich die Geschichte der Entzifferung durch Michael Ventris. So erfahren wir denn von den einzelnen in den sogenannten Work Notes festgehaltenen Schritten, sehen, wie allmählich das «grid» entstand und wie Ventris in der 20. Work Note vom 1. Juni 1952 wider Willen, aber folgerichtig zur Erkenntnis gelangte, daß die Sprache der Linearsschrift B griechisch ist. Ebenso erleben wir, wie in den folgenden Monaten Ventris zusammen mit Chadwick die Resultate gewann, die sie im November 1952 in der berühmten «Evidence for Greek Dialect in the Mycenaean Archives» niederlegten, und wie diese noch vor dem Erscheinen des Aufsatzes im *Journal of Hellenic Studies* 73, 84–103 (Herbst 1953) die unerwartete Bestätigung durch Blegens Fund der Dreifußtafel (Ta 641) fanden. Es folgt eine Darstellung der Reaktion auf diese aufsehenerregende Leistung, und zwar sowohl im zustimmenden als auch im ablehnenden Sinne. Letztere war übrigens – wenigstens zum Teil – dadurch bedingt, daß die Methode und die Geschichte der eigentlichen Entzifferung bisher nur ungenügend bekannt war, und es dürfte ihr jetzt, da die entscheidenden Schritte auch im Datum genau festgehalten sind, die Grundlage endgültig entzogen sein. – Außerdem bietet aber das Buch noch eine durch zahlreiche Abbildungen veranschaulichte sympathische und besonnene Zusammenfassung der Ergebnisse und Probleme der mykenischen Philologie. Daß dabei auch der Mensch Michael Ventris durch die Hand seines Mitarbeiters und Freundes die verdiente Würdigung erfährt, ergibt sich mit Selbstverständlichkeit.

Ernst Risch

Emmett L. Bennett jr.: The Olive Oil Tablets of Pylos. Texts of inscriptions found 1955. Suplementos a «Minos» núm. 2, Salamanca 1958. 75 S.

In vorbildlicher Weise veröffentlicht hier Bennett, der beste Kenner mykenischer Paläographie, die rund 50 im Sommer 1955 in Pylos gefundenen Tafeln zusammen mit einigen

dazugehörigen, die schon bekannt waren. Die Fundstellen sind auf dem Lageplan genau festgehalten und die Fundumstände vermerkt; die Texte selbst werden nicht nur in Photographie und Nachzeichnung abgebildet, sondern auch in Transkription mit ausführlichem Kommentar wiedergegeben. Charakteristisch für Bennetts scharfe Beobachtung ist, daß er bei diesen Tafeln mindestens sechs verschiedene «Hände» unterscheiden kann. In weitaus den meisten dieser Texte werden Ölspenden registriert. Das Wort « Öl » ist mehrmals *e-raz-wo* (*raz = rai, lai*), einmal *e-ra-wo* ausgeschrieben. Unter den beigefügten Adjektiven fällt *wo-do-we* *Fogδόφεν*, d. h. *δοδόεν* auf. Als Empfänger werden (im Dat.) Götter genannt. Neben den bereits bekannten *Πότνια*, *Ποσειδάων*, *Τρωτήρως* und *θεοί* ist neu *Μάτηρ θεῖα* d. h. *Μήτηρ θεῶν*. Bemerkenswert ist, daß *Fáraç* hier nicht den menschlichen König, sondern einen Gott bezeichnet. Dagegen läßt sich die früh geäußerte Vermutung, daß *wa-na-so-i* als Dat.Dual «den beiden Herrinnen» (etwa Demeter und Kore) zu verstehen sei, kaum halten. Nach dem Zusammenhang zu schließen, dürfte hier meines Erachtens am ehesten die Angabe eines Festes oder etwas Ähnliches vorliegen. Jedenfalls aber bieten diese Texte eine wertvolle Bereicherung unserer Kenntnis der Gottheiten und des Kalenders von Pylos.

Ernst Risch

K. Friis Johansen: Exochi, ein frührhodisches Gräberfeld. Kopenhagen 1958 (Acta Archaeologica 28). 195 S. 233 Abb.

In bewundernswerter und vorbildlicher Weise veröffentlicht hier einer der Meister unseres Faches eine Ausgrabung Kinchs von 1905, obwohl die Unterlagen, Kinchs Notizen und Zeichnungen unvollständig und die Funde zum Teil verschollen sind. Es handelt sich um Gräber der Zeit von etwa 750–675 v. Chr., die vor allem rhodische Keramik, aber auch Goldschmuck, Statuetten, Fibeln, Nadeln und andere Metallgegenstände bargen. Nach der Beschreibung der Funde wird jeder in umsichtigster Weise in seinen geschichtlichen Zusammenhang gestellt, was Gelegenheit zu hochinteressanten Bemerkungen über die geometrischen Stile Griechenlands und über ihre Chronologie gibt. Besonders wichtig ist der Nachweis des starken attischen Einflusses gegen und um 750, der auch in Kypros und Syrien deutlich ist und dem eine Empfänglichkeit für orientalische Motive in Athen mindestens seit 800 entspricht (Goldreliefs, Elfenbeinstatuetten, Fayencen; Johansen war D. Ohlys wichtiges Buch über Griechische Goldbleche (1953) noch nicht zugänglich). Die Bedeutung Athens für den Orienthandel des 8. Jahrhunderts ist um so bemerkenswerter, als sie bald nachläßt und Athen an den Gründungen von Kolonien seit 750 nicht beteiligt ist. Man würde Johansen mißverstehen, wenn man Athens Orientbeziehungen isolieren würde. Kunze hat in seinen Kretischen Bronzereliefs (1932) am feinsten die griechische Umwandlung des orientalischen Gutes dargestellt; Demargne hat sie in umfassenden Zusammenhang gestellt (La Crète dédalique, 1946). – In der Geste der erhobenen Arme mit flach ausgebreiteten, dem Beschauer zugekehrten Händen hat Kunze (Antike und Abendland 2 [1946] 99f.) bei der Besprechung früher Zeusbilder aus Olympia das machtvolle Erscheinen, die Epiphanie des Gottes erkannt. Johansen sieht richtig, daß diese Deutung auf Vasenbildern nicht gedankenlos übertragen werden darf. Sind die Männer, die mit dieser Gebärde auf Vasen erscheinen, nicht Heroen und die mykenischen weiblichen Statuetten in dieser Haltung Nymphen in dem Sinn, in dem ich diese Bewohner heroischer Gefilde gedeutet habe (Basler Antiken im Bild [1958] 44ff. 21f.)? Die Gebärde bedeutet ein Dämonisches, das von Göttern, Nymphen und Heroen ausgehen kann.

K. Schefold

Angelo Brelich: Gli eroi Greci, un problema storico-religioso. Edizioni dell'Ateneo, Roma 1958. 409 S.

Die Frage nach der Herkunft wird in diesem Werk zugunsten einer Morphologie der Heroenvorstellungen zurückgestellt, die ihrerseits eine Abgrenzung zwischen Heroen, Göttern und «mythischen Collectiva», wie Titanen, Giganten, Telchinen usw., ermöglichen soll. Der Verfasser ordnet die Fülle der Erscheinungen nach Bereichen des Heroenglaubens, nach Tod, Kampf, Agonistik, Mantik, Heilätigkeit, Initiationen, Polis, Geschlecht usw. Was alle einzelnen «Gestalten» trotz ihrer energisch betonten Unaustauschbarkeit zur Einheit verbindet, ist ihre gemeinsame «religiöse Struktur» aus den Elementen des Unheimlich-Üermenschlichen, der Ambivalenz im Wirken usw.

Die beiden Bereiche, in welchen sich der Heroenglaube manifestiert, sind Kult und Mythos. Der Verfasser möchte diese gerne in genaue Korrespondenz bringen, sieht sich daran aber durch die Tatsache gehindert, daß die echte Überlieferung in vielen Fällen durch freie Fabelei überdeckt sei. Damit münden seine Ausführungen allerdings in die noch längst nicht gelöste Aporie, auf welche Weise sich in der griechischen Mythologie Glaube und dichterische Phantasie durchdringen, wie weit der Machtbereich freier Fabelei reicht. F. Wehrli

Hans Krahe: Die Sprache der Illyrier. Erster Teil: Die Quellen. Otto Harrassowitz, Wiesbaden 1955. VIII und 120 S.

Das vorliegende Buch ist als Anfang eines größeren Werkes gedacht, dem im zweiten Teil eine Grammatik und endlich im dritten Teil die Auswertung des sprachlichen Stoffes für die Fragen der Vorgeschichte folgen sollen. Die Bezeichnung des ersten Teiles als « Quellen » ist freilich insofern vielleicht mißverständlich, als er nur eine kommentierende Besprechung der wichtigeren bekannten Quellen gibt; gerade deshalb eignet er sich anderseits vortrefflich für eine Einführung in die Probleme der illyrischen Sprachwissenschaft. Ohne ein Re gister ist er aber zum Nachschlagen weit weniger geeignet.

Wie recht und billig werden zunächst die illyrischen Texte, d. h. Inschriften besprochen. Seitdem das Venetische – sicher zu Recht – als selbständiger Sprachzweig vom Illyrischen abgelöst worden ist, bleiben hier praktisch nur noch die sogenannten messapischen Inschriften, die rund 200 an Zahl in Apulien und dem (antiken) Kalabrien bekannt geworden sind. Sie sind leider meistens sehr kurz und enthalten fast nur Eigennamen. Bedauerlich ist, daß die vier größeren, allerdings nur schlecht überlieferten Inschriften in dieser Darstellung nur teilweise wiedergegeben werden. Alsdann werden die bei antiken Autoren bezeugten Glossen behandelt, und zwar nicht nur die ausdrücklich als illyrisch bezeichneten, sondern auch solche, welche man in neuerer Zeit mit mehr oder weniger zwingenden Gründen fürs Illyrische in Anspruch genommen hat. Das dritte und weitaus umfangreichste Kapitel handelt von Eigennamen (Personennamen, inkl. Götternamen, und geographischen Namen), die dem Verfasser besonders am Herzen liegen. Den Schluß bildet eine kurze Übersicht über die illyrischen Wörter in andern Sprachen. Vor allem beim Kapitel über die Eigennamen nehmen etymologische Überlegungen einen verhältnismäßig großen Raum ein. Darüber, wie weit man hier gehen darf, läßt sich in guten Treuhen streiten. Erfreulich ist aber, daß der Verfasser im allgemeinen eine eher vorsichtige Haltung einnimmt. Ernst Risch

Institut Français d'Archéologie d'Istanbul, Fouilles de Xanthos. I: Les piliers funéraires, par Pierre Demargne. Dessins et relevés de Pierre Coupel et Pierre Prunet. Librairie C. Klincksieck, Paris 1958. 132 S. 31 Textabb. 59 Taf.

Der verheißungsvolle erste Band einer auf mindestens 8 Bände berechneten Publikation ist dem Andenken von Fellows und Benndorf gewidmet, den bedeutendsten Erforschern von Xanthos (1838 und 1881) vor 1950, dem Beginn der von Demargne geleiteten systematischen Ausgrabung. Auch diesmal mußte man sich in dem immensen, besonders römisch-byzantinischen Ruinenfeld beschränken auf die lykische Akropolis, die Gegend des Nereidenmonuments, die Nordostnekropole. Für den griechischen Einfluß ist bezeichnend, daß schon der älteste Fund, die Anlage der Akropolis um 600 ionischem Vorbild folgt. Die Siedlungen der berühmten älteren Lykier sind noch zu suchen, sie hatten gewiß einen ganz anderen, bronzezeitlichen Charakter.

Die Mühe, den ursprünglichen Zusammenhang der altbekannten Funde aus Xanthos (Löwen-Harpyiengrab usw.) wiederzugewinnen, wurde belohnt durch den Fund kostbarer archaischer Frieße und durch die Möglichkeit, den Inschriftpfeiler mit seinen großartigen Reliefs von ca. 420 v. Chr. wiederherzustellen. Von den geschlossenen Grabfunden nennen wir die mit einer Ptolemäerkanne (Berenike 243–221, Taf. 14–16) und mit einer frühestens 200 v. Chr. datierten Glasschale (69, Taf. 20). Noch wichtiger ist, was sich aus den Inschriften und typologischen Vergleichen für die Deutung der Grabpfeiler ergibt, die so stark auf die spätere Grabarchitektur gewirkt haben. Die Verbindung der Totenkammer im Pfeiler mit den Reliefs kann nur heißen, daß der Heros in der Unsterblichkeit seiner Taten lebt. Die Kleinheit der Grabtüren erklärt sich meines Erachtens nicht daraus, daß das wahre Grab unterirdisch gewesen sei (Tritsch), sondern aus dem verbreiteten Glauben, daß der Tote in sein Grab gebannt werden muß. In dieser Richtung dürfte auch die Erklärung der Pfeilerform zu suchen sein. Rodenwaldts glänzende Analyse der griechischen und orientalischen Elemente (SB Berlin 1933, 1031ff.) wird bestätigt; die Ionier waren seit alters in solchen Synthesen geübt (Gnomon 1944, 68f.). – Die Sorgfalt des Bandes und die Hingabe an die Sache verdienen höchsten Dank. K. Schefold

Christiane Dunant und Jean Pouilloux: Recherches sur l'histoire et les cultes de Thasos II. De 196 av. J.-C. jusqu'à la fin de l'Antiquité. Ecole Française d'Athènes, Etudes Thasiennes V, Paris 1958. 367 S. 56 Taf. 4°.

Der Band ist in engster und ausgezeichneter Zusammenarbeit der Schweizer Epigraphikerin Chr. D. und des Franzosen J. P. von der Faculté des Lettres der Universität Lyon entstanden. Er soll an Hand einer sorgfältigen Bearbeitung der Inschriften, deren Zahl sich durch

die französischen Ausgrabungen der letzten Jahre stark vermehrt hat, mehr Licht bringen in die bisher nur wenig deutliche Geschichte der Insel seit dem ersten Eingreifen der Römer 196 v. Chr. So lückenhaft die Geschichte im einzelnen auch bleiben mag, vor allem was die Beziehungen zur Reichshauptstadt anbelangt, es läßt sich doch ablesen, daß die römischen Jahrhunderte eine Epoche großer Blüte bedeuteten, bedingt durch den Reichtum der Insel und ihre vorteilhafte Lage als Umschlagplatz auf den großen Handelswegen vom vorderen Orient und Kleinasien nach dem Balkan. Unter den zuerst behandelten öffentlichen Inschriften ragt trotz großer Lücken ein Senatus Consultum des Sulla hervor und in Verbindung damit ein Brief des damaligen Proconsuls von Makedonien, Dolabella. Beide Inschriften regeln die internationale Lage von Thasos im Sinne einer besonderen Bevorzugung der Insel, die im mithridatischen Krieg auf Seiten der Römer verblieben war. Leider gibt es keine gleich aufschlußreichen Inschriften über die Situation nach Actium, nachdem die Insel sich Brutus und Cassius hatte ergeben müssen. Jedenfalls aber wurde der Kaiserkult eifrig gepflegt, und Thasos spielte in der Kaiserzeit wieder seine bedeutende Rolle auf dem Handelsweg des Getreides zwischen Thrakien und den Mittelmeerlandern. – Für Innenpolitik und soziale Struktur liefern die umfangreichen Magistratenlisten, die Bau-, Ehren- und Grabinschriften reiches Material. Die Romanisierung scheint nur oberflächlich gewesen zu sein, die Insel blieb ihren griechischen Institutionen und Kulten durch ein Jahrtausend treu, wobei jedoch der Einfluß des benachbarten Thrakien ihrer Kultur eine besondere Note verleiht. Bedeutsam ist die Errichtung eines monumentalen Ehrenbogens für Caracalla und von monumentalen Statuen für Kaiser des späten 2. und 3. Jahrhunderts n. Chr., von denen Skulptur- und Inschriftreste aufgefunden wurden, Zeugen der guten Beziehungen der Insel zur Zentralgewalt und des Reichtums ihrer Bewohner noch in der Spätzeit.

Ines Jucker

Ernst Meyer: Neue Peloponnesische Wanderungen. Dissertationes Bernenses I 8. A. Francke, Bern 1957. 88 S. 93 Abb. 6 Pläne.

Nachdem der Verfasser im Jahre 1937 vor allem die antike Topographie Arkadiens und Achaias erforscht hatte (Peloponnesische Wanderungen, 1939), galt auf den Reisen von 1954 und 1955 sein Hauptinteresse der Landschaft Triphylien. Unter sorgfältiger Ausnutzung der antiken Nachrichten, der Geländeformation und etwa vorhandener baulicher Überreste kann heute die Lage von Epitalion, Hypana, Phrixia, Samikon, Skillus und Typeneai sicher lokalisiert werden (S. 66); von Typeneai, südlich dem heutigen Dorf Platiana auf einem schmalen Kamm des Laphithosgebirges gelegen, ersteht ein besonders anschauliches Bild. Daß sich nicht nur zur antiken, sondern auch zur mittelalterlichen Topographie Triphyliens interessante Beiträge finden, ebenso Nachträge zu Achaia (Kallistai und Bura), sei wenigstens noch angemerkt.

G. A. Keller

Günther Jachmann: Der homerische Schiffskatalog und die Ilias. Westdeutscher Verlag, Köln und Opladen 1958. 342 S.

Im Anschluß an Th. W. Allen hat V. Burr im Beiheft 49 der *Klio* (1944) das Verzeichnis der griechischen Schiffskontingente im *B* der Ilias als Bearbeitung einer bis in mykenische Zeit zurückreichenden Liste erklärt und dafür bei manchen Gelehrten Glauben gefunden. Diese These zu widerlegen ist das Ziel Jachmanns; es wird mit großem Aufwand an Scharfsinn und Gelehrsamkeit sowie in einer sonst nicht mehr üblichen Schärfe des polemischen Tones verfolgt. Daß wir es mit einem nachträglich in die Ilias eingefügten Stück spätepischer Katalogdichtung zu tun haben, legt Jachmann für den Rezensenten überzeugend dar. Den Ortsnamen spätmykenischen Ursprungs, welche für die Ilias bedeutungslos sind, stellt er eindrucksvolle Beispiele für die Benützung unserer beiden Epen sowie der sogenannten kyklischen Dichtung gegenüber, und überdies legt er lexikographische sowie allgemein stilistische Argumente für späte Entstehung vor.

Jachmanns Buch steht im Dienste seiner allgemeinen Auseinandersetzung mit der unitarischen Homererklärung, da die lockere Einfügung des Schiffskatalogs in das Gefüge der Ilias für ihn symptomatische Bedeutung hat. Er rechnet denselben allerdings nicht zu ursprünglich selbständigen Einzelliedern wie «Hektors Abschied» (Ilias VI) oder die Bittgesandtschaft (Ilias IX), denen er in der Festschrift für J. Kroll 1949 eine Studie gewidmet hat; denn der Schiffskatalog ist für ihn immerhin schon im Hinblick auf das abgerundete Epos konzipiert. Der Gedanke einer ursprünglichen Beziehung zu den Kyprien oder einer Frühform derselben, den die thematische Beziehung zu diesem Epos nahe legen könnte, wird überraschenderweise nicht erörtert.

F. Wehrli

Otto Lendle: Die «Pandorasage» bei Hesiod. Textkritische und motivgeschichtliche Untersuchungen. Verlag Konrad Triltsch, Würzburg 1957. 140 S.

Der Verfasser geht aus von der heiklen Frage nach der Abhängigkeit im epischen Erbe; dabei unterscheidet er mit aller wünschenswerten Sorgfalt *echte Abhängigkeit*, d. h. bewußte Nachahmung einer bestimmten Formulierung, von bloßer Ähnlichkeit, wo Motive oder formelhafte Wendungen gleichsam als Werkstücke Allgemeingut geworden sind und als solches verarbeitet werden. Durch diese Unterscheidung ergeben sich für Lendle zwangsläufig Kriterien, die bei der Frage nach der Priorität einer bestimmten, wiederholt auftretenden Versstelle angewendet werden können. Ist auch der Verfasser der Gefahr nicht völlig entgangen, eine vorläufige Arbeitshypothese später als bewiesene Arbeitsvoraussetzung zu verwenden, so kann doch seine mythologische Forschungsweise nicht genug gerühmt werden, wie er beispielsweise die Gestalten von Peitho und den Horen aus den einschlägigen Stellen scharf umrisseen erstehen läßt.

Wie fruchtbare die von Lendle verwendete Technik zu werden vermag, zeigt sich am besten an der Untersuchung der Pandoragestalt selbst, auch wenn hier Einzelheiten der Diskussion offen bleiben mögen. Die Beziehung der Vasenmalerei erlaubt manche neue Schau: Pandora wäre danach nichts anderes als das Urweib überhaupt, das vorerst namenlos auftrat und erst durch die Vermischung mit der Vorstellung von der Allmutter Erde (Pandora = die Allschenkerin) zu ihrem Namen gekommen wäre. Das erklärt auch aufs natürliche die häufige Darstellung Pandoras in der Anodos: einem Geschehen, das zu einer chthonischen Gottheit entschieden besser paßt als zu dem künstlichen Weib! Auch im Alten Testament zeigt sich ja dieses Bedürfnis, den vorerst rein als *Typen* auftretenden Gestalten des Mythos einen Namen zu verleihen (vgl. die Namen der Uretern!).

Bei diesem Hinweis auf das Alte Testament ergibt sich gleich noch als wichtiges Nebenergebnis die Tatsache, daß die Schaffung des Weibes als Strafe kaum einer echt mythologischen Allgemeinvorstellung entspricht; überall sonst stoßen wir auf ein Urpaar – was ja auch natürlicher ist. Die Erfindung der Pandora-Idee wäre also echt hesiodischen Eigentum, vielleicht auf persönliche bittere Erfahrung zurückzuführen. Ebenso läßt sich ohne wissenschaftliche Zwängerei vermuten, daß auch Epimetheus seine Existenz dem hesiodischen Bedürfnis nach differenzierender Charakteristik verdankt. Diese Gestalt fällt tatsächlich durch eine gewisse papierene Dürre aus dem Rahmen der lebenstrotzenden Erfindungen echt mythologischen Vorstellungsvermögens.

Dem Verfasser ist es, abgesehen von vielen schönen Einzelergebnissen, gelungen, den Fortschritt von der Theogonie zu den *Erga* herauszustellen: Fortschritt von der Abstraktion zu allgemein menschlichen Fragen. Wir treffen Hesiod im geistigen Koordinatenystem an der Stelle, wo sich die Linien von Mythos und Logos überschneiden: ein Grund mehr, sich an Hand dieser gescheiten Untersuchung erneut in das Werk dieses eigenwilligen Dichters zu vertiefen.

Inez Wiesinger-Maggi

Folco Martinazzoli: Sapphica et Vergiliana. Su alcuni temi letterari della tradizione poetica classica. Biblioteca di letterature classiche, vol. 4. Bari, Adriatica Editrice, 1958. 169 p.

Ce nouveau livre du savant italien, à qui l'on doit déjà plusieurs travaux de valeur, s'inscrit dans la ligne des recherches récentes, consacrées à l'imitation en tant que principe de création littéraire et artistique. La première partie (Introduzione, p. 7 ss.), placée sous l'égide d'Horace, *Art poët.*, 128 ss., montre comment les Anciens, loin de sacrifier à un idéal tout moderne de l'originalité, ont trouvé leur voie dans une imitation qui se veut émulation et conduit par ce détour à une originalité issue, non point de la nouveauté des thèmes, mais de leur perpétuel renouvellement. L'auteur insiste avec raison sur l'intérêt que présenterait l'élaboration d'un vaste répertoire de *τόποι*, permettant de préciser l'apport des siècles et de mieux dégager la personnalité des poètes.

Préchant d'exemple, il étudie tout d'abord la destinée du thème de la nuit prolongée, la *νύκτα διτηστόλα* de Sappho, frg. 197 L.-P. (auquel il rattache le *τι με Παρδιονίς ... χελιδών* du frg. 135 L.-P.), dont le sens érotique est mis en évidence par les variations ultérieures qu'il a subies, notamment en relation avec la triple nuit de Jupiter et d'Alcmène. Mais c'est dans la troisième partie (p. 83 ss.) que sont mises en œuvre toutes les ressources d'une méthode philologique sans défaillance. A partir du vers 42 du poème de l'*Appendix Vergiliana* intitulé *Lydia*: *Luna, dolore nosti quid sit; miserere dolentis*, M. M. remonte le cours des siècles à la recherche du thème de l'*όμοιοτάθεια*, qui nous ouvre à la pitié envers ceux qui ont éprouvé les mêmes souffrances que nous, et le découvre entre autres chez Méléagre, *Anthol. Pal.* 12, 70 *ολδα παθὸν ἐλεεῖν*, Ps. Théocrite, Asclépiade, Callimaque, Sophocle, Eschyle, et jusque dans l'*Odyssée* et l'*Iliade*. Ce même thème est aussi attesté chez Virgile, notamment *Enéide* 1, 630 *non ignara mali miseris succurrere disco*, vers dans lequel l'em-

ploi du présent *disco* embarrassé les exégètes. En se fondant sur l'usage constant de Virgile, M. M. établit que la négation *non* porte sur l'ensemble de la phrase, d'où le sens: «Je n'ai pas à apprendre à secourir des malheureux, comme qui n'aurait pas l'expérience du malheur.» Cette interprétation, qui fait justice d'un faux problème, se trouve être celle de Servius et de Donat pour qui ce vers ne semble présenter aucune difficulté. Mais, à une ou deux exceptions près (en dernier lieu chez Burmann!), elle avait disparu des éditions de Virgile depuis la Renaissance. Utile sujet de méditation pour nous autres philologues! A. Labhardt

Erich Thummer: Die Religiosität Pindars. *Commentationes Aenipontanae XIII.* Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 1957. 140 p.

Cette publication reproduit, à quelques détails près, une thèse de doctorat présentée en 1957 à l'Université d'Innsbruck. Dès le temps de ses études, l'auteur s'est intéressé au problème de la pensée religieuse de Pindare, dont il se propose de faire ici la synthèse. Avec beaucoup de bon sens, il se fonde essentiellement sur les odes triomphales, manifestant une méfiance justifiée à l'égard des fragments trop brefs, dont on ignore le contexte; en outre, il insiste justement sur le fait qu'on ne saurait conclure de son étude que le poète fut d'une piété exceptionnelle: seuls ses dons de spéculation théologique sont mis en évidence. Voici l'essentiel des conclusions auxquelles aboutit une recherche très méthodique: l'aristocratie, dont fait partie la famille de Pindare, se sentant menacée, les valeurs et les droits qu'elle a toujours défendus étant contestés, le poète se fait un interprète de la réaction: à l'incertitude de fait, il oppose une certitude idéale. Il relève d'abord l'étroitesse des relations qui unissent le noble à la divinité: ceux qu'il célèbre descendant d'un dieu, ou sont les protégés d'un dieu, ou encore sont semblables à un dieu. Or l'homme proche de la divinité est assuré du bonheur: le malheur présent n'est qu'une étape sur la voie insoudable du bonheur (O. II assure le bonheur dans l'au-delà). En outre, le noble est assuré de son bon droit: grâce à son affinité avec le divin, il agit, en effet, conformément à la justice, ce que prouve le succès de ses entreprises.

A. Kurz

Georges Méautis: Sophocle. Essai sur le Héros tragique. Editions Albin Michel, Paris 1957. 291 S.

Méautis stellt seine Untersuchungen über das Wesen der Tragödie bei Sophokles ganz unter den einen Gesichtspunkt, der sich im Verlauf des Buches immer deutlicher (nur zu deutlich!) herauskristallisiert: es ist die Idee der Tragik, die durch «tiefste Nacht» der Verzweiflung, der Vereinsamung zur Erlösung, zur Schicksalsergebnis führt. Die Parallele ist leicht zu ziehen: Gethsemane – Golgatha – Auferstehung. Méautis unterläßt es denn auch nicht, immer wieder auf diese Parallele hinzuweisen. Dabei geht es allerdings nicht ohne Gewaltsamkeiten ab – wie meistens, wenn man sich von einer eigenen Arbeitshypothese Gewaltrüben läßt. Selbstverständlich wurde Sophokles schon mehrfach in seiner sittlich-religiösen Haltung als unbewußter Vorläufer des Christentums beansprucht; und ebenso selbstverständlich berühren sich manche Äußerungen seiner Helden eng mit den Evangelien. Aber es ist nicht angängig, daraus ein Dogma abzuleiten, das nun als starrer Gradmesser über alle Dramen gelegt wird. Es kann nicht ausbleiben, daß man ein Buch leicht verärgert aus der Hand legt, das (bis in die einzelnen Formulierungen hinein) unermüdlich sein Credo als bewiesene Wahrheit wiederholt und dabei zu einigen immerhin erstaunlichen Umdeutungen gelangt (z. B. bei Kreon, der eine höchst sonderbare Ausdeutung ins radikal Böse schon im Oedipus Rex über sich ergehen lassen muß; ebenso ist nach meiner Meinung die Antigone in diesem Lichte zu einer Verzerrung gekommen, die den unbefangenen Leser dieser Tragödie zumindest einiges Kopfschütteln kosten wird). Schade, daß die feinen Einzelbeobachtungen unter der Gewalttätigkeit der Gesamtthese verschüttet werden.

Inez Wiesinger-Maggi

Ernst Berger: Parthenon-Ostgiebel. Vorbemerkungen zu einer Rekonstruktion. Bonn 1959. 100 S. 12 Taf. 3 Faltaf. mit Rekonstruktion des Giebels.

Die neue Wiederherstellung ist ein wirklicher Gewinn. Die Rekonstruktion der Athene wird gesichert, ein von Schiering in den Magazinen des British Museum erkannter Torso als Nike überzeugend ergänzt (Modifikation durch B. Schweitzer, Jahrbuch d. Inst. 72 [1957] 1 ff.), Hera ein Kopf zugewiesen, die Verteilung und Ergänzung der übrigen Figuren sorgsam erwogen, in gewissenhafter Auseinandersetzung mit den bisherigen Vorschlägen und Ergebnissen. Die Ergänzung des Poseidon als Aposkopeon ist schwer mit Ines Juckers Ergebnissen zu vereinen (Der Gestus des Aposkopein [Zürich 1956]). Auch sonst wird man viel diskutieren, aber den entscheidenden Schritt nach vorwärts nicht verkennen.

K. Schefold

Hippokrates, Fünf auserlesene Schriften. Eingeleitet und neu übersetzt von *Wilhelm Capelle*. Bibliothek der alten Welt. Artemis-Verlag, Zürich 1955. 238 S.

Es kann als Symptom einer bedeutsamen Neuorientierung unserer Zeit überhaupt gewertet werden, daß namhafte Gelehrte aller Richtungen sich in vermehrtem Maße den Quellen der Antike zuwenden. Unter den Zeugnissen für solche Bemühungen wird der Band mit fünf sicher echten Schriften des größten Arztes der Antike, die von Capelle neu übertragen wurden, einen Ehrenplatz beanspruchen dürfen. Die knappe Einleitung weist einmal mehr auf die erstaunliche Modernität der hippokratischen Geisteshaltung hin, wo sich Philosophie und Heilkunst in der Lehre vom Mikrokosmos und Makrokosmos zu einer großartigen Vision durchdringen. Durch die Identifikation der Allnatur mit dem Göttlichen gewann Hippokrates den Ansatzpunkt, von dem aus alles Menschliche göttlich, alles Göttliche aber auch als zutiefst menschlich gesehen wurde. Von hier aus kann auch der Arzt immer nur als wahrhaft sittliche Persönlichkeit empfunden werden, die sich erkennend und dienend dem einen großen Zusammenhang aller Dinge einzufügen hat.

Die fünf ausgewählten, geschickt übersetzten Schriften berühren insgesamt Zentralprobleme, die auch heute noch ihre Geltung besitzen. Insbesondere sei auf die «Schrift von der Umwelt» hingewiesen, die mit ihrer «Klimamedizin» Forschungen unserer Tage voran nimmt.

Inez Wiesinger-Maggi

Fritz Gschnitzer: Abhängige Orte im griechischen Altertum. Zetemata H. 17. Verlag C. H. Beck, München 1958. 192 S.

Die Polis als herrschende Staatsform der vorhellenistischen Zeit war kleinräumig und Ursache der politischen Zersplitterung; eine Möglichkeit, größere Territorien zu schaffen, lag aber in der Verbindung zwischen einzelnen Städten. Die zahlreichen Formen, in welchen diese sich vollzog, werden vom Verfasser auf Grund hauptsächlich inschriftlicher Zeugnisse untersucht und danach systematisch gewürdigt. Der im Titel ausgedrückten Beschränkung gemäß bleiben dabei allerdings Bündnisse zwischen ebenbürtigen Partnern ausgeschlossen, aber auch ohne sie ist der uns vorgeführte Reichtum an Typen politischer Bildungen erstaunlich groß; er kann darum hier auch nicht in seiner ganzen Fülle wiedergegeben werden. Die behandelten Abhängigkeitsverhältnisse waren entweder durch Unterwerfung oder durch Kolonisation entstanden. Die abhängige Gemeinde konnte über Selbstverwaltung verfügen und bloß zu Tribut und Heeresfolge verpflichtet sein. Von geringerer Selbständigkeit waren solche Städte, die auf grundherrlichem Boden der herrschenden Polis standen, und wieder andere Orte waren bloße Außensiedlungen derselben ohne eigene Staatlichkeit.

F. Wehrli

Karl Friedrich Strohacker: Dionysios I, Gestalt und Geschichte des Tyrannen von Syrakus. Verlag F. Steiner, Wiesbaden 1958. 262 S.

Von Darstellungen der sizilischen und gesamtgriechischen Geschichte abgesehen, findet Dionysios I im Werke Strohakers seine erste allseitige Würdigung. Er wird hier als typische Erscheinung der Übergangszeit sichtbar gemacht, in welcher Einzelherrscher statt republikanischer Stadtstaaten das geschichtliche Leben zu bestimmen anfangen. Die Untersuchung der Symbiose, welche in Syrakus Tyrannis und Polisbürgertum eingehen, führt zum Ergebnis, daß die alten Institutionen im wesentlichen formell erhalten bleiben und Dionysios sogar seine eigene Macht in die republikanische Strategie kleidet, daß für das wirkliche Kräfteverhältnis dagegen die Eliminierung der alten Aristokratie sowie die Verdrängung der Miliz durch Söldner entscheidend werden.

Als neues, mit dem monarchischen Prinzip verbundenes Phänomen möchte Strohacker auch die Territorialpolitik verstehen, deren allerdings unerreichtes Ziel für Dionysios die Unterwerfung von ganz Sizilien ist. Hier ist immerhin an den athenischen Imperialismus als Parallele zu erinnern, der den gleichen Reichtum von Formen der Abhängigkeit anderer Städte entwickelt; vom Flächenstaat der hellenistischen Monarchie ist auch Dionysios noch weit entfernt.

F. Wehrli

B. A. van Groningen: La composition littéraire archaïque grecque, procédés et réalisations. Verhandelingen der Koninklijke Nederlandse Akademie van wetenschappen, Afd. Letterkunde LXV 2, Amsterdam 1958. 394 S.

Oberster Gesichtspunkt aller literarischen Komposition ist die Einheit, sei es die stoffliche oder diejenige, welche durch geistige Durchdringung einer stofflichen Vielheit entsteht. Als zentrales Postulat kennt sie die Theorie der griechischen Klassik für Poesie und Prosa, in der archaischen Dichtung aber steht ihr teils die Freude an buntem Reichtum, teils vielleicht auch Unvermögen entgegen. Als einzelne Form, welche gegensätzliche Anforderungen sozusagen zum Ausgleich bringt, ist die archaische Ringkomposition entdeckt

worden (dazu v. Groningen 51f.); das vorliegende Werk nimmt den ganzen Fragenkomplex auf breitesten Basis in Angriff. Die Gesichtspunkte einer sachlichen, gedanklichen und seelisch-stimmungsmäßigen Einheit, welche in der systematischen Einleitung entwickelt werden, finden in den folgenden Interpretationen an ausgewählten Stücken von Epik, Lehrgedicht, Elegie, Lyrik und Prosa ihre Anwendung. Aus dem reichen Inhalt läßt sich als Hauptergebnis etwa herausheben, daß mit der Zeit eine innere Einheit erreicht wird, welche die alten Mittel äußerer Verklammerung wie Vor- und Rückverweis, Einklammerung, Wiederholung, Verschränkung usw. entbehrt macht.

F. Wehrli

Jean Van Camp et Paul Canart: Le sens du mot $\vartheta\epsilon\iota\sigma$ chez Platon. Publications universitaires, Louvain 1956. 451 p.

Begriffsuntersuchungen haben immer etwas Verführerisches. An der Bedeutung bestimmter Worte bei einem bestimmten Autor scheint sich auf elegante Weise der geschichtliche Ort eben jenes Autors feststellen zu lassen. Indessen führt die Praxis leider oft zu Enttäuschungen. Wörter, die der fragliche Autor selbst schon mit einem weiten und wenig gegliederten Bedeutungsfeld übernommen hat, sind ebenso wenig brauchbar wie hochspezialisierte Wörter, die allzu selten belegt sind. In besonderen Fällen kann es allerdings auch von Interesse sein, negativ nachzuweisen, daß spezifische und terminologische Bedeutungen, die man erwartet hatte, in Wirklichkeit kaum oder gar nicht zu fassen sind.

Ein solcher besonderer Fall liegt hier vor. Die Verfasser durchmustern sämtliche Dialoge Platons auf die Stellen hin, in denen $\vartheta\epsilon\iota\sigma$ verwendet wird. Sie unterscheiden drei Hauptbedeutungen, unter die sich alle Texte subsumieren lassen: «sens religieux, sens hyperbole, sens d'inspiré». Diese sämtlichen Bedeutungen sind schon längst vor Platon geläufig. Bei Platon selbst hat das Wort, wie die Verfasser konstatieren, keinen wie immer gearteten «technischen» Sinn. Es wird im Gegenteil gerade dort verwendet, wo auf emotionaler, nicht rationaler Ebene der Anschluß an traditionelle Anschauungen oder auch nur an den üblichen Sprachgebrauch gesucht wird. Woraus denn die Verfasser die Schlußfolgerung ziehen, daß von einem genuin theologischen Bemühen bei Platon (von einzelnen Teilen von Rep. und Legg. vielleicht abgesehen) eigentlich nicht die Rede sein kann. Die Gottheit als solche steht nirgends im Zentrum seines Denkens. Sie ist ihm nur ein ebenso unbestimmter wie bequemer Name für Anderes.

Im Ganzen dürfte diese Folgerung richtig sein. Und so kann man das Buch trotz einer gewissen Weitschweifigkeit und einigen Fehlinterpretationen als einen willkommenen Beitrag zur Kenntnis Platons bezeichnen.

O. Gigon

Jean Rudhardt: Notions fondamentales de la pensée religieuse et actes constitutifs du culte dans la Grèce classique. Etude préliminaire pour aider à la compréhension de la piété athénienne au IVe siècle. Librairie Droz, Genève 1958. 344 S.

In diesem reich dokumentierten und eindringlichen Werk werden Dichtung und Philosophie als Weg zum Verständnis des griechischen Glaubens umgangen. Der Kult ist für den Verfasser gültiges Zeugnis der religiösen Erfahrung auch in historisch heller Zeit, nicht Überrest einer Vergangenheit, deren halb verschollene Anliegen bloß mit Hilfe der vergleichenden Religionsgeschichte aufgehellt werden könnten. Immerhin betont der Verfasser wiederholt mit Recht die Vielschichtigkeit der kultischen Glaubensinhalte, welche es ausschließe, diese begrifflich scharf abzugrenzen, und nur eine intuitive Annäherung auf dem Wege des Nacherlebens gestatte. Was den sakralen Begehungen gemeinsam zugrunde liegt, ist nach seinen Ausführungen das Bewußtsein einer Schöpfung und menschliche Gemeinschaft umschließenden Ordnung, deren sich der Gläubige zu versichern sucht und aus welcher er seine Kräfte bezieht.

Der Verfasser geht zunächst lexikographisch vor, indem er in sorgfältiger Interpretation die wichtigsten Sakralbegriffe wie $\iota\epsilon\varrho\zeta$, $\delta\sigma\iota\sigma$, $\delta\gamma\iota\sigma$, $\dot{\epsilon}\nu\alpha\gamma\zeta$, $\chi\alpha\theta\alpha\sigma\zeta$ usw. in ihrem ganzen Sinngehalt zu umreißen sucht. Der zweite Teil des Werkes ist den Kulthandlungen gewidmet, den Tänzen, Reinigungen, Gesängen, Gebeten und Opfern, deren Formen und Zielsetzungen mit Hilfe eingehender Interpretation zeitgenössischer Literatur vorgeführt werden.

F. Wehrli

Gabriele Giannantoni: I Cirenaici. Raccolta delle fonti antiche, traduzione e studio introduttivo. Publ. dell'Ist. di filosofia dell'Univ. di Roma V. Sansoni, Firenze 1958. 518 S.

Seit Dittmars bedeutendem Buch über Aischines (1913) wird hier zum ersten Male wieder eine wissenschaftliche Sammlung der Reste eines der «kleinen» Sokratiker geboten, Aristipps und seiner Schule. Die Aufgabe war dankbar. Denn nächst Platon ist Aristippos zweifellos die interessanteste Persönlichkeit unter den Schülern des Sokrates gewesen; dafür spricht allein schon der starke Einfluß, den er auf Horaz ausgeübt hat. Giannantoni

hat seine Sache ausgezeichnet gemacht. Fragmente und Testimonia sind sorgfältig gesammelt und verständig gegliedert, und auch die Einleitung gibt eine Fülle wertvoller Hinweise. Etwas unvorsichtig mag G. wohl sein, wenn er im Anschluß an ältere Forscher die These vertritt und für bewiesen hält, «che la figura di Aristippo come Socratico, fondatore della scuola cirenaica e teorico di una filosofia sensitica e edonistica non ha fondamento storico» (165). Da geht m. E. die Skepsis viel zu weit. Aber das beeinträchtigt die Nützlichkeit des Buches als Arbeitsinstrument nicht im geringsten.

Auf eine Reihe von Einzelproblemen soll bei späterer Gelegenheit im *Mus. Helv.* näher eingegangen werden. Doch das Werk verdient es, schon hier als ein willkommener Beitrag zur Geschichte der Sokratik rühmend angezeigt zu werden.

O. Gigon

Rudolf Kassel: Untersuchungen zur griechischen und römischen Konsolationsliteratur.
Zetemata H. 18. Verlag C. H. Beck, München 1958. 107 S.

Von einem Worte R. Harders ausgehend, grenzt der Verfasser die antike Consolatio von dem ab, was wir unter Trostliteratur verstehen: sie gehe nicht teilnehmend auf den Trauernden ein, sondern suche mahnend, ja rügend durch Vernunftgründe seinen Schmerz zu tilgen. In dieser Haltung sieht er mit Recht die Rationalität der Sophistik, auf welche sich denn auch sowohl die rhetorischen als philosophischen Consolations der Folgezeit zurückführen lassen; die Rhetoren vergehen sich allerdings gegen ihre therapeutischen Zwecke, indem sie dem Zuspruch einen einleitenden *θρήνος* voranstellen. Umgekehrt findet die alte Stoa von ihrer Apathielehre her keinen Zugang zur Trauer des Einzelnen, diesen eröffnet erst die unorthodoxe Pathoslehre des Panaitios. Dagegen kennen die Epikureer seit der Gründung ihrer Schule eine individuelle Seelsorge auch in Traueraffällen, die stärkste Wirkung auf die Folgezeit hat aber wohl die Consolatio des Akademikers Krantor. Eine eingehende Interpretation der ps.-plutarchischen Consolatio ad Apollonium weist die feste, in Einzelheiten bis in die archaische Dichtung zurückführende Topik der Gattung nach.

F. Wehrli

W. Eborowicz: La Contemplation selon Plotin. Società editrice internazionale, Torino 1958. 90 p.

Après une brève étude consacrée à la notion de contemplation avant Plotin, l'auteur analyse les raisons qui ont conduit ce philosophe à opérer le premier «la synthèse géniale de la philosophie et de la mystique» (p. 86): en signalant dans la contemplation un mode de connaissance irréfutable, il espérait ruiner le scepticisme; d'ailleurs elle lui paraissait seule capable d'unir l'Ame à l'Un, réalité située au-delà même de l'Intelligence. L'auteur discute ensuite la fréquence et la nature des extases de Plotin en qui il refuse de voir un épileptique. Une étude détaillée des trois hypostases, du double point de vue philosophique et mystique, occupe le centre de l'ouvrage. Après avoir énumérée les caractères de l'extase et rejeté l'interprétation panthéiste du plotinisme, l'auteur conclut par l'examen des ressemblances entre cette philosophie et l'indouisme: bien que certaines, celles-ci pourraient n'être que fortuites. Ce livre bien documenté eût gagné à être élaboré moins hâtivement: au grand préjudice de la clarté, ponctuation, orthographe et grammaire sont malmenées à chaque page; l'argumentation n'offre pas toujours toute la rigueur ni toute la cohérence souhaitables. Certains de ses jugements semblent prouver que l'auteur n'est pas toujours parvenu à étudier la pensée antique sans préjugés modernes: «le rationalisme voila à Platon la mystique ...» (p. 84); «il semble que Plotin ... tombe victime de la surestimation de la vie spirituelle personnelle ...» (p. 67), etc.

P.-J. Berthoud

William H. Brownlee: The Text of Habakkuk in the Ancient Commentary from Qumran.
Journal of Biblical Literature Monograph Series, Vol. XI, Philadelphia 1959. VIII + 130 S.

Brownlee hat die Qumran-Forschung von Anfang an mit seinen Beiträgen begleitet und bereichert; mit der Habakkuk-Rolle hat er sich seit 1948 wiederholt beschäftigt, und 1951 legte er eine der ersten Übersetzungen des Sektenbuches vor.

In der anzugehenden Arbeit stellt er alle Abweichungen im Text des Habakkuk-Kommentars gegenüber der massoretischen Überlieferung zusammen, wobei er zum Vergleich die Versionen (Septuaginta, Vulgata, Peschitto) und spätere hebräische Handschriften heranzieht. Sein Augenmerk ist auch auf diejenigen Abweichungen der Habakkuk-Rolle gerichtet, die irgendwie mit den Anschauungen der Qumran-Leute zusammenhängen dürften.

Das Ergebnis lautet dahin, es genüge nicht, wie schon geschehen, mit Beziehung auf die Rolle von einem Vulgärtext zu reden; es sei vielmehr angemessener, sie als eigene Textrezension zu bezeichnen, und dies darum, weil die Abweichungen der Rolle gegenüber dem massoretischen Text wiederholt mit einer oder auch mehreren der Versionen übereinstim-

men. Mit Rücksicht darauf müsse man urteilen, jene Abweichungen seien nicht einfach erfunden, sondern aus bereits vorhandenen Fassungen oder Vorlagen übernommen worden.

Wer in diesen Dingen nicht zu den Spezialisten zählt, hat es schwer, zu den Thesen von Brownlee Stellung zu nehmen. Doch wird jeder gerne anerkennen, daß sie umsichtig und gediegen vorgetragen werden. Ohne Zweifel legt der Verfasser eine Studie vor, die ihren Platz in der weiteren Diskussion behalten wird.

J. J. Stamm

Hans F. K. Günther: Lebensgeschichte des römischen Volkes. Verlag Hohe Warte, Pähl (Oberbayern) 1957. 330 S.

Das Buch ersetzt zusammen mit der 1956 erschienenen «Lebensgeschichte des hellenischen Volkes» die vom gleichen Verfasser 1929 herausgegebene «Rassengeschichte des hellenischen und römischen Volkes». Die aus durchsichtigen Gründen erfolgte Umbenennung kann nur bedauert werden und wirkt um so fataler, als dem neuen Namen durchaus nicht etwa ein Gesinnungswandel entspricht. Wie in seiner «Rassenkunde des deutschen Volkes» (1922) und der «Rassenkunde Europas» (1935 in 3., vermehrter Auflage) stellt Günther auch in dieser biologisch betrachteten römischen Geschichte im Grunde alles unter den für ihn und seinesgleichen entscheidenden Gesichtspunkt der langsam fortschreitenden Entnordung der Völker indogermanischer Sprache; immerhin zehre vom Züchtungsvorsprung der nordischen Rasse, so heißt es auf S. 19, Europa noch heute. Von der Vorgeschichte der Italiker bis zum Untergang der Antike späht der Autor nach Anhaltspunkten für nordische Herkunft der großen Gestalten (z. B. S. 211, wo aus Horaz *carm. III* 3, 12 *purpureo bibet ore nectar* auf rosig-helle Gesichtsfarbe des Augustus geschlossen wird). Besonders kennzeichnend für den ungebrochenen biologischen Materialismus Günthers sind seine Ausführungen zum Christentum S. 290: «Es sind weniger Hellenen und Italiker zum Christentum 'bekehrt', hingegen mehr Nachkommen der vorindogermanischen Bevölkerung des Mittelmeergebiets, Nachkommen von Sklaven der Hellenen und Römer, ihrem seelischen Wesen nach für die aus dem Morgenlande vordringenden Religionen gewonnen worden.» G. A. Keller

Angelo Brelich: Tre variazioni romane sul tema delle origini. Edizioni dell'Ateneo, Roma 1955. 126 p.

Une tradition tenace n'a voulu voir dans la religion romaine primitive que le produit d'une mentalité dite animiste ou pré-animiste, magique ou magico-agraire. Cela signifie que les Romains, dans le monde méditerranéen, saturé de mythes, de la première moitié du Ier millénaire av. J.-C., seraient restés totalement imperméables aux courants de l'époque. L'auteur de ces trois travaux refuse d'ajouter foi à un tel miracle – il n'est pas le seul à l'heure actuelle – et se propose de reprendre l'étude des documents antiques en se libérant de tout préjugé. Par sa méthode d'investigation de la protohistoire romaine, il apporte une contribution intéressante à la résolution d'un problème difficile. Sa première étude, par exemple, prend pour point de départ *Liv. VI* 28–29, qui relate une polémique religieuse divisa. à Préneste et Rome. Par une analyse serrée de divers documents, M. Brelich démontre la très grande analogie des religions des deux cités: la seule différence réside dans le fait que l'une met l'accent sur l'élément précosmique, l'autre sur l'élément cosmique, qui rend compte du monde *organisé* issu du chaos précosmique. Cette divergence est exploitée à des fins politiques: Préneste cherche à s'affirmer, face à une Rome conquérante, par le plus haut degré d'ancienneté de sa divinité principale, *Fortuna*; Rome, au contraire, devenue le centre d'un petit cosmos, considère toute résistance comme un attentat à l'ordre, au fatum *Jovis*. Cette conception la contraint à revoir ses propres traditions, à les réinterpréter, à les «démystifier», à les «historiser».

A. Kurz

Fontes ad topographiam veteris Vrbis Romae pertinentes, coll. atque ed. cur. I. Lugli, vol. IV: *Libri XII–XIV (Regiones Vrbis V. VI, VII)*. Istituto di Topografia antica dell'Università, Roma 1957. 435 p.

M. Lugli et ses collaborateurs poursuivent régulièrement l'œuvre méritoire dont les précédents volumes ont été signalés à l'attention des lecteurs de cette revue (cf. en dernier lieu *Mus. Helv.* 12 [1955] 282). Nous continuons donc notre passionnante promenade en parcourant l'Esquilin, le Quirinal, le Viminal, les Horti Sallustiani, la colline du Pincio et autres lieux sur lesquels les témoignages de toute sorte abondent. C'est sans doute dans l'intérêt de l'archéologie et de la topographie, qui y gagnent mainte précision, que ces sources ont été rassemblées, mais inversement celui dont le métier est d'expliquer les textes, où si souvent la configuration des lieux pose d'irritants problèmes d'interprétation, quel secours n'est-il pas en droit d'attendre de ce répertoire qui, par le rapprochement des inscriptions et des citations, parfois empruntées à des sources tardives peu connues des philologues classiques, peut faire jaillir la lumière!

Juliette Ernst

R. E. Smith: Service in the Post-Marian Roman army. Manchester University Press
Manchester 1958. VII, 76 S.

Das römische Heer spielt nicht nur in der äußeren, sondern auch in der inneren Geschichte Roms im 1. Jahrh. v. Chr. im Übergang von der Republik zur Monarchie eine äußerst wichtige und vielfach entscheidende Rolle. Jede Arbeit ist daher sehr zu begrüßen, die sich mit dem in der modernen Literatur eher vernachlässigten römischen Heerwesen zwischen Marius und Augustus beschäftigt. Smith zeigt in dieser sorgfältigen und mit reichem Quellenmaterial belegten Studie einmal, wie in der tatsächlichen Umformung des römischen Heeres nach Marius sich Altes und Neues rechtlich und organisatorisch engstens verbindet und nebeneinander hergeht, wie z. B. im Verhältnis von Aushebung auf Grund der Dienstpflicht und freiwilliger Meldung zum Heeresdienst sich im Prinzip eigentlich sehr wenig ändert, nur daß, was einst Ausnahme war, nun die Regel wird, und umgekehrt, was dann allerdings große praktische Folgen hat. Ferner macht er vor allem deutlich, daß tatsächlich und zwar auch schon vor Marius etwas wie ein stehendes Heer von bedeutendem Umfang in den Provinzen stand, das mit den wechselnden Statthaltern im allgemeinen nicht wechselte, sondern auf die Nachfolger überging, im 2. Jahrhundert etwa in der Stärke von 8, im 1. Jahrhundert von 14 Legionen. Zwischen diesen ständigen Besatzungstruppen und den von Fall zu Fall bei größeren Kriegen gebildeten Sonderheeren besteht nur ein durch die anderen Umstände gegebener tatsächlicher, aber nicht ein wesensmäßiger und rechtlicher Unterschied. Wichtig ist ferner der Hinweis, daß der Herausbildung des Berufsheeres die tatsächliche Entstehung eines Offizierstandes auch ritterlichen und senatorischen Ranges parallel geht. Die einzelnen Kapitel behandeln das römische Heerwesen vor Marius, die stehenden Heere in den Provinzen, Dauer und Bedingungen des Militärdienstes im 1. Jahrh. v. Chr., Methoden und Grundlagen der Rekrutierung und das Offizierkorps der Zeit und schließen mit einem kurzen Ausblick auf die augusteischen Reformen, die im Grunde nur den schon bestehenden Zustand normalisieren, in dem vergrößerten ständigen Heer den alten Unterschied zwischen Besatzungstruppen und Operationsheeren aufheben und beim Offizierkorps durch stärkere Verbindung mit den zivilen Ämtern einem reinen Berufsoffizierstand entgegenwirken. Die Studie stellt einen wichtigen Beitrag zum Verständnis der Geschichte des republikanischen Rom dar.

Ernst Meyer

Catulli Veronensis liber. Rec. *Mauritius Schuster*, editionem stereotypam correctiorem editionis secundae cur. *W. Eisenhut*. Bibliotheca Script. Graec. et Rom. Teubneriana, Leipzig 1958.

Schusters Catull-Ausgabe von 1949 ist durch Eisenhut für den Nachdruck auf den Stand der Forschung aus den letztvergangenen Jahren gebracht worden: durch eine Ergänzung zum Verzeichnis der viel zitierten Literatur (1 Seite) und durch Addenda et Corrigenda zu Praefatio, Text, Apparat und Indices (10 Seiten). Ein am Seitenrand beigegebenes Zeichen verweist jeweils auf die Addenda et Corrigenda. Was die Änderungen zum Text betrifft, so wird man etwa das wiederhergestellte *lumina* 66, 1 (verteidigt auch durch Pfeiffer, Call. I 112) ebenso begrüßen, wie man gegenüber dem vor kurzem vorgeschlagenen *verecunde* 68, 136 skeptisch bleibt.

H. Haffter

C. Julius Caesar. Auswahl aus seinen Werken. Heidelberger Texte, lat. Reihe. Textbearbeitung *Haas*, Einleitung *Gelzer*. F. H. Kerle Verlag, Heidelberg 1957. 184 S.

Jede Auswahl aus einem Gesamtwerk ist notwendigerweise subjektiv. Die wegleitenden Motive werden von Fall zu Fall andere sein: eine deutsche Cäsar-Auswahl wird stets das Scheinwerferlicht auf spezifisch germanische Stücke richten, während eine schweizerische natürlicherweise bei Cäsar gerne alle Angaben über die Helvetier berücksichtigt. So werden wir z. B. in dieser Auswahl das Bellum Alpinum vermissen, das als Schullektüre in seinem eigentümlichen Lokalkolorit und in seiner erzählerischen Geschlossenheit dem Empfinden schweizerischer Mittelschüler einen besonders leichten Zugang zu Cäsar vermittelt. – Diesem Minus (von uns aus gesehen) stehen als gewichtiges Plus eine sorgfältige Auswahl aus dem Bellum Civile, Zeugnisse über die Schriften Cäsars und seine eigenen Briefe gegenüber. Dazu kommt die übersichtliche Einleitung von Gelzer, die der historischen Umschau eine kurze, aber prägnante Würdigung Cäsars als Staatsmann und Schriftsteller zufügt. Wertvoll ist die kurze Bibliographie und die sorgfältige Zusammenstellung der Eigennamen.

Inez Wiesinger-Maggi

Fritz Sturm: Abalienatio. Essai d'explication de la définition des topiques (Cic. Top. 5, 28). Thèse droit, Lausanne 1957. Giuffrè, Mailand o. J. IV und 230 S.

Seit den Humanisten bis heute umstritten ist die juristische Definition, welche Cic. *Top. 28* von der «Veräußerung» gibt: *abalienatio est eius rei quae mancipi est aut traditio alteri*

nexus aut in iure cessio inter quos ea iure civili fieri possunt. Gehört *eius rei quae mancipi est* zum Folgenden, so entsteht ein sachlicher Anstoß. Veräußern kann man doch auch *res nec mancipi*, denn daß der Eigentumsbegriff sich jemals nur auf die *res mancipi* beschränkt hätte, ist ganz unwahrscheinlich. Man erwartet Nennung der *res nec mancipi* und der für diese üblichen Veräußerungsform durch *traditio ex iusta causa*; die Definition scheint also unvollständig. Zieht man den Gen. zu *abalienatio*, von dem er durch *est* getrennt ist, so stört das ungewöhnliche Hyperbaton. Der einzige antike Kommentator, Boethius, hat allerdings keinen sprachlichen Anstoß empfunden und sich ohne weiteres für die letztere Alternative entschieden. Der Jurist Sturm tritt für die erstere ein. De Visscher hatte REL 14 (1936) 130ff. die Definition mit der These retten wollen, daß *abalienatio* spezieller Terminus für Veräußerung von *res mancipi* sei, im Gegensatz zum allgemeineren Wort *alienatio*; die auf *res nec mancipi* beschränkte Veräußerung durch *traditio* (ohne *nexus*) würde also mit Recht fehlen. Das wird von Sturm widerlegt: Eine sorgfältige Wortuntersuchung erweist *abalienatio* und *alienatio* wie die zugehörigen Verba als synonym. Sturm sieht die Lösung darin, daß nur die beiden von Cicero erwähnten Begriffe Rechtsakte des *ius civile* sind, während die einfache *traditio* dem *ius naturale* zugehört und überdies für sich allein nicht die Übertragung des Eigentums bewirkt, sondern nur eines von mehreren hierzu erforderlichen *facta* ist. Den Philologen interessiert noch, daß Sturm erstmals für das einschlägige Textstück des Boethius 23 Hss. kollationiert hat. Aus den für zwei Stellen vorgelegten Lesarten wird der Text klar, allerdings nicht ganz so, wie Sturm ihn herstellt: *civis* (bzw. *suis*) *autem certe haeres* führt zusammen mit den anderen Varianten auf *quaeritis autem ceterae res*, nicht auf *ceterae autem res*. (Das *quae*- war natürlich mit Abbreviatur geschrieben.) Der Text ist weiter verwirrt dadurch, daß die vor *quaeritis* fehlenden Worte *mancipi vocabantur* an die falsche Stelle geraten sind und dort das geforderte *nec mancipi* verdrängt haben. Orelli-Baiter (p. 322, 14 der Zürcher Ausgabe von 1833) hatten in ihrem Text noch eine *crux* setzen müssen, über die Sturms Kollationen jetzt hinweghelfen, und zugleich zeigt die Kostprobe, welch lohnendes Unternehmen eine vollständige kritische Ausgabe von Boethius' *In top. Cic.* noch wäre.

O. Hiltbrunner

Michel Ruch; Le préambule dans les œuvres philosophiques de Cicéron. Essai sur la genèse et l'art du dialogue. Publications de la Faculté des Lettres de l'Université de Strasbourg, Fasc. 136. Les Belles Lettres, Paris 1958. 459 p.

Pour entreprendre sa vaste étude, l'auteur a dû s'affranchir d'un préjugé dont Cicéron lui-même est en partie responsable. En effet, un aveu candide de Cicéron à Atticus a désorienté la critique: Cicéron, qui possède un recueil de *prooemia* où il puise à l'occasion, a oublié qu'il avait déjà utilisé le IIIe livre des Académiques le préambule introduisant le *De gloria* récemment adressé à Atticus (*Att. XIV* 6, 4). Celui-ci est prié de réparer l'erreur avec des ciseaux et de la colle, et de joindre au *De gloria* le préambule qui lui était destiné. De cet incident on a conclu que le préambule cicéronien est une pièce amovible, sans rapport étroit avec le sujet. Le grand travail de M. Ruch consiste à démontrer que le *prooemium* est, au contraire, une véritable introduction du sujet présenté, que, écrit après, il en reprend les thèmes conducteurs. Leur caractère général provient de ce que les préambules ne valent pas seulement pour un traité, mais pour l'ensemble de cette production, sorte d'encyclopédie philosophique que Cicéron ambitionnait de donner à ses compatriotes. En soi, par l'évocation du milieu, des personnages, des circonstances, les préambules sont des documents biographiques, historiques et littéraires, des œuvres originales où Cicéron se donne tout entier, «à la fois représentant le plus authentique du génie romain et défenseur de l'hellénisme. Au confluent de l'art et de la philosophie, les *prooemia* constituent donc bien un genre original et nouveau, au moment où le dialogue ne se renouvelle plus en Grèce» (p. 419).

Ainsi conçu le sujet prend de l'envergure et justifie le fort volume que M. Ruch y consacre. Il comporte une histoire du dialogue latin et de ses origines, un parallèle avec ses devanciers, les dialogues de Platon, les traités d'Aristote, une chronologie d'après la Correspondance, leur composition, leur signification et leur portée, leur évolution et leur témoignage quant à l'œuvre et à la personnalité de Cicéron. Etablissant les «lois fondamentales» des préambules, démontrant qu'ils ne sont point de vulgaires pièces adventices, mais que, conditionnés par le sujet qu'ils introduisent, ils sont susceptibles d'une reconstitution à partir du sujet même, comme ils en détiennent l'interprétation, M. Ruch soulève le voile sur maint mystère. C'est ainsi qu'il tente de combler la lacune initiale du *De Republica* (p. 203 et suiv.), qui serait dédié à Quintus. Inversement, la reconnaissance d'un *prooemium* «intgré» du *De Legibus*, ouvrage «achevé», a pour conséquence une nouvelle chronologie de composition: le dialogue daterait de 46 (sur ce point, v. la courtoise controverse entre M. Ruch [p. 123 à 141] et M. de Plinval [dans sa récente édition, Paris, Les Belles Lettres, 1959, p. IX, n. 1]).

Cela se répercute sur les rapports entre les deux traités politiques, sur leur rapport avec Platon et sur leur conception même. Que l'on adopte ou non les solutions proposées, il est certain que M. Ruch a rendu un bel hommage à Cicéron dont l'originalité et la souplesse du génie sont encore mieux éclairées. L'étude de ce livre bien écrit est indispensable à tout interprète des œuvres philosophiques.

J. Béranger

Ovid, Metamorphosen. Jubiläumsausgabe zum 2000. Geburtstag. Herausgegeben und übersetzt von H. Breitenbach. Artemis-Verlag, Zürich 1958. XXXV und 1215 S.

Eine Riesenarbeit steckt in diesem Bande, und zwar sowohl was die Durcharbeitung und Erläuterung des Textes wie auch was die Übersetzung angeht. Aber sie hat sich reichlich gelohnt. Die Übersetzung liest sich leicht und angenehm und ist so gut, als man es verlangen kann, zumal bei einem Autor dieser Art. Denn man wird sich eingestehen, daß die Nonchalance ovidischer Kunst weit schwerer deutsch nachzubilden ist als etwa die in eiserner Arbeit erkämpfte Vollkommenheit Vergils. Der lateinische Text ist gründlich und klug durchgearbeitet. Der Herausgeber hat sich die neuern und neuesten Forschungen über den Dichter, der ja allmählich (es war hohe Zeit) wieder im Kurse zu steigen beginnt, trefflich zunutze gemacht. Besonderes Lob verdient der Index der *tóποι καὶ τύποι*, wie B. es nennt, ein auch für die philologische Interpretation wertvolles Hilfsmittel. Die Einführung hätte vielleicht die genialische Vitalität Ovids etwas stärker hervorheben dürfen. Und war er wirklich ein «überaus warmherziger Mensch», wie B. in der Nachfolge H. Fränkels schreibt? Ich weiß es nicht. Jedenfalls darf man seine weltmännische Gutmütigkeit nicht ins Gemütvolle verschieben. In den erotischen Frechheiten der Jugend wie in den Klageliedern des Alters ist der Anteil des souveränen Spiels außerordentlich groß. Ernst ist es Ovid nur bei einer Sache: bei dem Bewußtsein, daß es ihm als Dichter unter seinen Zeitgenossen keiner gleich macht. Und darin hatte er ja recht. Auch wir werden ihn heute wieder unbefangen bewundern (unter der Bedingung freilich, daß wir jeden Vergleich mit Vergil unterlassen). Und zu seinem Hauptwerk ist die vorliegende Ausgabe der erfreulichste Zugang, den man wünschen kann. Sie wird der Schule, dem Liebhaber Ovids und dem Philologen dienen.

O. Gigon

Lars-Ivar Ringbom: Paradisus Terrestris. Myt, Bild och Verklighet. Acta Societatis Scientiarum Fennicae. Nova Ser. C 1, Nr. 1, Helsingfors 1958. 446 S. 208 Abb. Englische Zusammenfassung.

Diese großangelegte Geschichte der Paradiesvorstellung behandelt in einem ersten Teil die Geschichte der Paradiessage, in einem zweiten ihre bildliche Darstellung in frühchristlicher, vorderasiatischer und mittelalterlicher Kunst, in einem dritten die 1937 von Pope entdeckte Kultstätte in Aserbeidschan, einen wahren Paradiesberg mit einem «grundlosen», unerschöpflich wasserreichen See und bedeutenden sassanidischen Ruinen, deren Rekonstruktion versucht wird. Das Buch sollte einen Altertumswissenschaftler anregen, der Geschichte der verwandten klassischen und hellenistischen Vorstellungen nachzugehen. Die Bronzestatuetten einer Tyche in Teheran (Abb. 33) Ardvī Sura Anahita zu nennen, nur weil eine Brust entblößt ist, scheint mir bedenklich¹. Die skythischen Motive des Schatzes von Sakez (Abb. 52f.) sind in Südrussland sicher ins 6. Jahrhundert datiert. K. Schefold

Ulrich Kahrstedt: Kulturgeschichte der römischen Kaiserzeit. 2e édition. 114 fig., 64 pl. Francke, Berne 1958. 440 p.

La première édition de ce beau livre, qui embrasse les deux premiers siècles de l'Empire, a été rédigée et publiée (en 1954, à Munich) dans des circonstances qui ont empêché sa diffusion à l'étranger. La nouvelle édition, due à l'initiative de notre collègue de Berne, M. Gerold Walser, voit le jour sous des auspices plus favorables et sa présentation fait honneur aux éditions Francke. La mise à jour a consisté dans l'adjonction de données nouvelles et dans quelques corrections de détail qui n'ont pas modifié la physionomie de l'ouvrage, divisé en cinq parties: I. L'Etat et la vie politique (p. 7-70), où sont étudiés la nature et le fonctionnement des institutions et de l'administration sous tous leurs aspects. On regrettera que les recherches de J. Béranger sur l'aspect idéologique du principat n'aient pas été mises à profit; II. L'économie (p. 71-233), avec un examen particulièrement suggestif de la situation dans les provinces; III. La société et la culture (p. 234-304); IV. Croyances, incroyance, superstition, rivalités entre religions (p. 305-394). Cette partie, qui comprend aussi la philosophie, renferme une foule de renseignements précieux, notam-

¹ Dazu ausführlicher Verf., Zur Ikonographie der Göttin A. S. Anahita, Acta Academiae Aboensis 23 (1957).

ment sur le succès croissant des religions orientales, mais elle me paraît reposer pour une part sur une conception du phénomène religieux aujourd'hui quelque peu dépassée; V. Conclusion (p. 418-420). Une liste des empereurs jusqu'à Septime-Sévère, des auteurs anciens mentionnés dans le texte, une table des illustrations (avec renvois au texte, mais celui-ci ne renvoie jamais aux illustrations, qui, de ce fait, demeurent en marge) et un index alphabétique des matières terminent le volume. Ce livre captivant, riche d'enseignements, s'adresse au grand public et non pas aux spécialistes: il faut en tenir compte pour le juger avec équité. Ainsi s'expliquent l'absence de toute référence aux sources et les caractères généraux d'un ouvrage dans lequel l'accent porte sur l'exposé des faits plutôt que sur l'énoncé des problèmes. En ce sens, il n'incite pas à la réflexion autant qu'on pourrait le souhaiter. Mais, tel qu'il est, il est appelé à rendre d'utiles services à qui désire connaître les manifestations d'une civilisation déjà marquée par l'imminence de son déclin.

A. Labhardt

Dirk Kuijper: Varia Dracontiana. Thèse de l'Université d'Amsterdam. La Haye, chez l'auteur, 1958. 109 p.

L'hauteur de cette intéressante contribution à la critique et à l'explication des œuvres de Dracontius examine un certain nombre de passages difficiles de ce poète chrétien médiocre, certes, mais non point négligeable, et s'efforce d'améliorer les deux éditions dues à Vollmer (*Mon. Germ. Hist., Auct. Ant. t. XIV et Poetae Lat. Min. t. V*). Animé d'un conservatisme de bon aloi, il propose le plus souvent un retour à la leçon des manuscrits, modifiée par ses prédécesseurs, et ne recourt à l'intervention conjecturale qu'après avoir épousé toutes les ressources de l'interprétation. Les conjectures nouvelles (23 pour 115 passages étudiés) sont le plus souvent plausibles et toujours soigneusement motivées.

L'interprétation de l'*Epithalamium Iohannis et Vitulæ* (*Romulea 7*) aboutit à un résultat assez inattendu: loin d'être l'œuvre innocente que les critiques se plaisent en général à y reconnaître, ce morceau de circonstance se révèle dans certaines de ses parties comme un produit de la veine fescennine la plus authentique (p. 58ss.). On a peine, en revanche, à admettre avec M. K. que les anciens protecteurs du poète, Statulenus et Optavianus (*sic recte*), soient encore vivants au moment du mariage de leurs jeunes descendants et qu'ils soient visés par l'apostrophe des v. 120ss. Les v. 111ss. les présentent comme des personnages déjà disparus. De même, dans la partie biographique (p. 7ss.), je ne puis souscrire à l'hypothèse d'un Dracontius vandale, du moins par sa mère, et qui n'aurait appris à parler latin qu'à l'école du grammairien Felicianus. Les louanges hyperboliques dont le poète comble son maître dans deux poèmes de jeunesse, et même d'écolier, semble-t-il (*Romulea 1 et 3*), non plus que l'emploi du substantif *barbarus* (*ibid. 1, 14*), ne sauraient être interprétés dans ce sens.

On regrette que le bel article *Dracontius*, de P. Langlois, dans le *Reallexikon für Antike und Christentum*, fasc. 26 (1958) col. 250ss., pourtant mentionné dans la bibliographie, soit venu manifestement trop tard pour être utilisé dans cette thèse, écrite en un latin dense, parfaitement adapté à son objet.

A. Labhardt

Vinzenz Bulhart: Tertullian-Studien. Österreich. Akad. der Wiss., Phil.-hist. Kl., SB., Vol. 231, 5. Rohrer, Vienne 1957. 56 p.

Cet ouvrage a pour objet principal de montrer que trois mss. de Tert., connus depuis un siècle, mais trop négligés jusqu'ici, ont conservé en maint endroit la rédaction originale. Il s'agit de deux *Magliabechiani* de Florence (N et F), et d'un ms. de Luxembourg (X), tous trois datant du 15e siècle. Dans une première partie, l'auteur défend l'authenticité de plusieurs leçons de ces mss. présentant des particularités morphologiques, stylistiques ou grammaticales. A cette occasion, Bulhart enrichit les listes d'exemples déjà dressées par Hartel, Hoppe, Löfstedt ou Thörnell, et ajoute quelques catégories nouvelles. La sémantique et la syntaxe occupent la plus grande place dans cette partie. Dans la deuxième, l'auteur propose de quelques passages controversés une nouvelle interprétation qui doit rendre superflue toute correction. Enfin, faisant suite à ces deux parties conservatrices, une troisième, notamment plus brève, présente et justifie une douzaine de conjectures, soit empruntées à Kroymann, soit formulées par Bulhart lui-même. Dans l'ensemble, la majorité des remarques porte sur les ouvrages suivants de Tert.: *fug.*, *monog.*, *pall.*, *uirg.* *uel.*

A. Schneider

Jacques Fontaine: Isidore de Séville et la culture classique dans l'Espagne wisigothique. Etudes Augustiniennes, Paris 1959. 1013 S.

Das im Titel formulierte Thema wird vom Verfasser durch eine quellenanalytische Interpretation der ersten drei Bücher von Isidors *Etymologiae* oder *Origines* bewältigt. Diese

enthalten ein Compendium der sieben Artes, in welchen sich antike Bildung ins Mittelalter gerettet hat. Isidors Bearbeitung des Stoffes gewährt einen Einblick in Bedürfnisse und Möglichkeiten seiner Zeit, vor allem in die Art und Weise, wie diese sich heidnische Bildung assimilierte. Durch den Nachweis, daß Isidor in seinem Werk eine sehr vielschichtige Literatur verarbeitete, überwindet der Verfasser die ältere Quellenforschung, soweit sie unitarisch gerichtet ist und in den Origines nicht viel mehr als einen Auszug aus Varro sieht. Nach seinen Ausführungen gehören zu Isidors wichtigsten Gewährsmännern Augustin und Cassiodor, während ältere Autoren nur in Auszügen benutzt sind und die Schulkontinuität durch Lehrbücher sowie Scholien getragen wird. Ein spätantiker Anschluß an griechische Überlieferung läßt sich besonders deutlich in Rhetorik und Astronomie wahrnehmen; die Behandlung von Himmelsvorgängen als Symbolen christlicher Glaubensinhalte ist von der Exegetik des Origines bestimmt.

F. Wehrli

Lexicon mediae et infimae Latinitatis Polonorum. Vol. I fasc. I ff. Polska Akademia Nauk, Warszawa 1953 ff.

Bei einer Anzeige an dieser Stelle kann es sich nur um den Hinweis handeln, daß dieses Lexikon, das die mittelalterlich-humanistische Latinität Polens (vom Jahre 1000 bis ins 16. Jahrhundert) umfassen soll, lieferungsweise im Erscheinen begriffen ist und daß Planung und Durchführung des Werkes Anspruch auf Anerkennung erheben und als Vorbild dienen dürfen. Um so erfreulicher diese Feststellung, als das international konzipierte Vorhaben einer Erneuerung des 'Du Cange', von dem das polnische Unternehmen ein Teilstück ist, mit seinen bisherigen Realisierungen auch Enttäuschungen gebracht hat. Alle Erläuterungen, in den einführenden Kapiteln wie in den einzelnen Wortartikeln, sind polnisch und lateinisch gehalten, womit die erstrebte internationale Benützung und Verwertung des Lexikons gesichert ist.

H. Haffter

Festschrift E. Kapp zum 21. Januar 1958. Marion v. Schröder Verlag, Hamburg 1958. 144 S.

Eine der Festschriften, zu deren Geschlossenheit und Vornehmheit man dem Gefeierten wie den Feiernden gratulieren darf. Es sind nicht alle so ... Aus dem Inhalt nur einiges Wenige: Begonnen wird mit einer feinsinnig anspruchslosen Hesiodinterpretation von E. Siegmann, es folgt der schlagende Nachweis von B. Snell, daß Alkaios Frg. 349 Lobel-Page einem Hymnus nicht auf Hephaistos, sondern auf Dionysos angehört. Geschickt durchgeführt und interessant ist der Versuch von C. H. Kahn, zu zeigen, daß bei Aristoteles Phys. 203 b 4-15 direkt das Buch Anaximanders zugrundeliege. Ob es tatsächlich dieses früheste Stück Vorsokratik sein kann, mag man bezweifeln. Daß Aristoteles sich recht eng an einen vorsokratischen Text (und zwar nicht Melissos) hält, scheint mir so gut wie bewiesen. Aristoteles ist auch der Gegenstand einer umfangreichen Interpretation von K. v. Fritz. Gegen Grayeff, *Phronesis* 1 (1956) 110ff. soll gezeigt werden, daß Poet. 1451 a 34-b 32 nicht etwa durch spätere massive Einarbeitungen verunstaltet worden sei, sondern daß es sich um ein untadelig geschlossenes Stück Aristoteles' selbst handle. Nun wird gewiß kein vernünftiger Interpret die zum Teil unsinnigen Übertreibungen Grayeffs mitmachen. Aber umgekehrt gelingt es auch v. Fritz nur mit einem außerordentlich großen Aufwand von Stützbauten die innere Konhärenz des Abschnitts zu sichern; anders gesagt: daß 1451 a 34 bis b 11 einerseits und 1451 b 11-26 anderseits ihrer aus dem Wortlaut sich ergebenden Akzentsetzung nach nicht hinlänglich aufeinander abgestimmt sind und daß für den Leser, der nicht alle jene Stützbauten im Kopfe hat, zwischen 1451 b 16-18 und b 29-32 ein empfindlicher Widerspruch besteht, hat v. Fritz nicht widerlegen können. Ohne die freilich sehr sorgfältig zu handhabende Hypothese eines Redaktors der Pragmatien kommen wir eben doch nicht aus.

Knapp, schön und überzeugend deutet sodann P. Von der Mühl den viel mißverstandenen Begriff *ἐν ρερέω* bei Kall. hy. 6, 7 und anderwärts. K. Reich entwickelt die anregende These, der bei Lucr. 5, 878-924 vorliegende Begriff des Naturgesetzes stamme letztlich aus dem Peripatos; im Prinzip wird dies richtig sein, auch wenn Reichs etwas summarischer Beweisgang nach mehreren Richtungen der Ergänzung bedarf. Es wäre lohnend und wichtig, das Problem (wie überhaupt Lukrezens Beziehungen zum Peripatos) weiter zu verfolgen. Besonders fesselnd ist schließlich die Studie von W.-H. Friedrich über «eine Denkform bei Tacitus». An einigen eindrücklichen Beispielen zeigt er das Bemühen des Historikers, bestimmte Situationen dadurch bedeutender zu machen, daß sie in einer an sich ungeschichtlichen Weise auf Früheres Bezug nehmen oder Späteres schon einbeziehen. Musterbeispiele: Ann. 14, 33 Ende, Hist. 3, 41 Anf.

O. Gigon

Atti dell'VIII Congresso internazionale di storia delle religioni (Roma 17–23 Aprile 1955).
C. G. Sansoni, Firenze 1956. 499 S.

Das größte Verdienst dieses Bandes mag darin bestehen, daß er bereits anderthalb Jahre nach dem Kongreß selbst erschienen ist. Der Preis war freilich, daß nahezu alle Vorträge in Kurzfassungen vorgelegt werden, die für die erste Orientierung, nicht aber für eine Auseinandersetzung genügen. Im ganzen sind in dem Bande weit über 120 Vorträge auf diese Weise vereinigt. Das Gesamtthema hatte A. Alföldi gestellt (der sich aber am Kongreß selbst nicht beteiligte): «Il re-dio e il carattere sacro della sovranità». Es ist natürlich ein Thema, das den Liebhabern uralten, symbolträchtigen Tiefsinns einen großen, allzu großen Spielraum freiläßt. Der griechisch-römischen Antike gelten etwas über 30 Beiträge. Den Reigen eröffnet H. J. Rose mit der erfrischenden Feststellung «... it is safe to conclude that no such institution as divine kingship is to be found among the Greeks of any period» (296). Aber nicht alle Äußerungen sind so lobenswert nüchtern. Hervorgehoben seien diejenigen von E. Visser (The divinity of Alexander and the proskynesis), K. Aland (Der Abbau des Herrscherkultes im Zeitalter Konstantins), A. Degrassi (Il dio Favor nel calendario Prenestino di Verrio Flacco), St. Weinstock (Victor and Invictus), L. R. Taylor (Sellisterium and Theoxenia).

O. Gigon

Histoire et historiens dans l'antiquité. Entretiens sur l'antiquité classique tome IV. Fondation Hardt, Vandœuvre-Genève 1958. 300 S.

Das Erscheinen des vorliegenden Bandes gehörte zu den letzten Genugtuungen, die der hochverdiente Begründer der «Entretiens» erleben durfte, denn Baron K. Hardt ist im Herbst 1958 gestorben.

Die hier vereinigten Vorträge umspannen die ganze Zeit der antiken Geschichtsschreibung von ihren Anfängen bis zur Schwelle des Mittelalters. Ihre Reihe eröffnet K. Latte mit einer Behandlung der frühesten griechischen Historiker. Sein Hauptgegenstand ist die Frage, wie weit Herodots Werk trotz assoziativer Verknüpfung der Ereignisse und trotz persönlich-anekdotischer Motivierung derselben doch Geschichte auch im heutigen Sinne sei. – J. de Romilly wirft die Frage auf, was im bekannten Methodenkapitel des Thukydides (Hist. I 22) mit dem Nutzen der Geschichte gemeint sei. Durch eine scharfsinnige Analyse seiner Ätiologie gelangt die Verfasserin zum Ergebnis, im Gegensatz zu Polybios suchte Thukydides keine starren Gesetze des geschichtlichen Lebens, die auch kommende Ereignisse vorauszusagen gestatten würden. Trotz seiner Neigung zu möglichst umfassender Begrifflichkeit sei sein Ziel doch nur das Verständnis eines bestimmten historischen Ablaufes in seiner Einmaligkeit; der «Nutzen» der Geschichte liege für ihn also nicht in praktisch anwendbaren Exemplen. – Die Bedeutung des Aristoteles für die Geschichtsschreibung ist das Thema von K. v. Fritz. Dieser behandelt die geschichtliche Betrachtungsweise, welche Aristoteles in verschiedenen Disziplinen einführt, sowie seine eigentlich historischen Studien im Dienst vor allem der Politik. Ausführlich geht er sodann auf die von Ed. Schwartz in die Diskussion geworfene Vorstellung einer peripatetischen Geschichtsschreibung ein. Eine solche anerkennt er im Bemühen eines Duris und anderer um jenes *καθόλου*, mit dessen Fehlen Aristoteles den geringen philosophischen Wert der Geschichtsschreibung erklärt hat (Poetik 9, 1451 b). – Zur römischen Geschichtsschreibung leitet K. Hanell über, der das Werk des Fabius Pictor als Antwort auf die römerfeindliche Darstellung des ersten punischen Krieges bei Philinos deutet. – R. Syme führt an Hand des taciteischen Werkes aus, wie die senatorische Tradition auch einen solchen Historiker in ihren Bann schlägt, der persönlich anderer Herkunft ist. – M. Durry stellt die Geschichtsschreibung der römischen Kaiser von Augustus bis Hadrian als Instrument der politischen Propaganda neben Fasti, Münzen und historische Reliefs, und über Octavian zurück führt sein Hinweis auf Acta diurna und Commentarii Caesars. – Im letzten Vortrag behandelt A. Momigliano das spätömische Senatorengeschlecht der Anicii mit seiner politischen Aktivität. Dessen Eintreten für die Goten spiegelt sich in der günstigen Behandlung des Theoderich bei Prokop und im Anonymus Valesianus; eine Bemühung um die Versöhnung zwischen Goten und Byzantinern erschließt der Vortragende aus Cassiodor, dessen Verwandtschaft mit den Anicii aus dem Anecdoton Holderi hervorgeht.

F. Wehrli

Heinrich Schliemann Briefwechsel. Aus dem Nachlaß in Auswahl herausgegeben von Ernst Meyer. 2. Band: Von 1876 bis 1890. Verlag Gebr. Mann, Berlin 1958. 488 S. 16 Kunstdrucktafeln.

Ernst Meyer in Berlin hat in einer Arbeit vieler Jahrzehnte das Bild Schliemanns geklärt und von Entstellungen gereinigt. 1936 hat er eine erste Auswahl von Briefen Schliemanns und dessen Selbstbiographie vorgelegt. Die neue Ausgabe enthält auch die Briefe an

Schliemann in Auswahl, darunter kostbare Dokumente von Virchow, Furtwängler, Conze, Max Müller. Meyer hat 60 000 Briefe von und an Schliemann, Übungshefte und Merkzettel und achtzehn Tagebücher von Reisen und Ausgrabungen für diese Ausgabe durchgearbeitet, etwa 700 Briefe ausgewählt und ganz oder teilweise veröffentlicht. Schon die erste Briefausgabe hatte eine gerechtere Würdigung Schliemanns in der wissenschaftlichen Welt bewirkt; die neue Ausgabe gibt dem, der um das Schicksal der Funde besorgt ist, hochwillkommenen Aufschluß – es sei nur auf die Briefe an und von Furtwängler Nr. 249.252 hingewiesen – und gibt ein packendes Bild vom Sieg der Wahrheit gegen zähe Vorurteile, von Tatkraft und Weitblick. Es ist bisher wenig bekannt geworden, an wie vielen anderen Orten Schliemann topographisch geforscht und versuchsweise gegraben hat; so in Alba Longa, Motye, Alexandria, Akarnanien, Leukas, Ithaka, Kythera, an den Thermopylen und in Pylos. Die Briefe, die darüber berichten, werden immer ihren Wert für die Landeskunde Griechenlands und Italiens behalten. Zur Thermopylenfrage ist jetzt E. Meyer (Zürich), Thermopylen, in den Athen. Mitt. 71 (1956) 101ff. nachzutragen; zu Pylos E. Meyers Artikel in der Realenzyklopädie.

Des Herausgebers 55 Seiten Anmerkungen sind so zuverlässig und sachkundig, daß man vertrauen darf, seine Auswahl des Veröffentlichten sei ebenso vorzüglich. In einem knappen Nachwort stellt er die Bedeutung des Mannes und der Briefe sowie den Weg seiner eigenen Schliemann-Forschung dar.

K. Schefold

Mitteilungen

Bei der Redaktion eingegangene Rezensionsexemplare

F. E. Adcock, *Roman political ideas and practice. Jerome lectures, sixth series*. University of Michigan Press 1959. 120 S.

Atti del Terzo Congresso internazionale di epigrafia Greca e Latina. L'Erma di Bretschneider, Roma 1959. 469 S.

Catharina Augustyniak, *De tribus et quattuor dicendi generibus quid docuerint antiqui*. Auctarium Maeandrum, Varsaviae 1957. 82 S.

Aviani Fabulae, recensuit A. Guaglianone. Verlag Paravia, Turin 1957. 122 S.

Le favole di Aviano, traduzione di A. Guaglianone. Verlag Armanni, Neapel 1958. 59 S.

Hermann Bengton, *Einführung in die alte Geschichte*. Dritte, vermehrte Auflage. Verlag C. H. Beck, München 1959. 205 S.

Bronislaw Bilinski, *Accio ed i Gracchi*, contributo alla storia della plebe e della tragedia Romana. Accademia Polacca de Scienze e lettere, Biblioteca di Roma. A. Signorelli editore, Roma 1958. 51 S.

Frank Brommer, *Satyrspiele, Bilder griechischer Vasen*. 2. verbesserte und erweiterte Auflage. Verlag de Gruyter, Berlin 1959. 92 S.

Capa Basilica Monasterium et le culte de saint Martin de Tours, Etude lexicologique et sémasiologique par J. van den Bosch. Osc. Dekker & van de Vegt N. V., Nijmegen 1959. 161 S.

Cicero, *Atticus-Briefe*, Lateinisch-deutsch ed. H. Kasten. E. Heimeran-Verlag, München 1959. 1195 S.

Pio Ciprotti, *Cognoscere Pompei*. L'Erma di Bretschneider, Roma 1959.

Michele Coccia, *I problemi del De ira di Seneca alla luce dell'analisi stilistica*. Edizioni dell'Ateneo, Roma 1958. 155 S.

Karl Dienelt, *Die Friedenspolitik des Perikles*. Verlag R. M. Rohrer, Wien/Wiesbaden 1958. 174 S.

Ferdinando Durand, *La poesia di Orazio*. Loescher Editore, Torino 1957. 175 S.

F. Faessler O.S.B., *Der Hagios-Begriff bei Origenes*. Ein Beitrag zum Hagios-Problem. Paradosis, Beitr. zur Gesch. d. altchristl. Lit. u. Theologie XIII. Universitätsverlag Freiburg/Schweiz 1958. 244 S.

Jacques Fontaine, *Isidore de Séville et la culture classique dans l'Espagne wisigothique*. Etudes Augustiniennes, Paris 1959. 1013 S.

B. L. Hijmans Ir., *Ἀσκησις. Notes on Epictetus' educational system*. Ser. Wijsgerige teksten en studies Nr. 2. Van Gorcum & Comp., Assen 1959. 109 S.

Histoire et historiographie dans l'antiquité. Fondation Hardt pour l'étude de l'antiquité classique, Entretiens tome IV. Vandoeuvres-Genève 1958. 300 S.

R. P. Hoogma, *Der Einfluß Vergils auf die Carmina latina epigraphica*. North-Holland Publishing Company, Amsterdam 1959. 373 S.

Q. Horati Flacci opera, tertium edidit F. Klingner. Bibliotheca Teubneriana 1959. 377 S.

Jahrbuch für Antike und Christentum. Jahrg. I 1958. Verlag Aschendorff, Münster Westf. 1958. 159 S.

Oktawiusz Jurewicz, *Niewolnicy W Komediacach Plauta*. Biblioteka Meandra, Warszawa 1958. 250 S.

B. Γ. Καλλιπολίτης, Χρονολογική κατάταξις τῶν μετὰ μυθολογικῶν παραστάσεων Ἀττικῶν σαρκοφάγων τῆς Ρωμαϊκῆς ἐποχῆς. Ἐν Ἀθήναις 1958. 79 S.

Sigrid Kauer, *Die Geburt der Athena im altgriechischen Epos*. K. Triltsch, Würzburg 1959. 63 S.

G. M. Kirkwood, *A study of Sophoclean drama*. Cornell University Press, Ithaca N.Y. 1958. 304 S.

Einar Löfstedt, *Roman literary portraits*, transl. by P. M. Fraser. Clarendon Press, Oxford 1958. 204 S.

G. Mainberger O. P., *Die Seinsstufung als Methode und Metaphysik*. Untersuchungen über „Mehr und Weniger“ als Grundlage zu einem möglichen Gottesbeweis bei Platon und Aristoteles. Studia Friburgensia NF 24. Universitätsverlag Freiburg/Schweiz 1959. 248 S.

A. Masaracchia, *Solone*. La nuova Italia editrice, Florenz 1958. 394 S.

Wilhelm Mattes, *Odysseus bei den Phäaken*. Kritisches zur Homeranalyse. K. Triltsch, Würzburg 1958. 171 S.

Qu. F. Maule and H. R. W. Smith, *Votive religion at Caere*, Prolegomena. University of California Press, Berkeley/Los Angeles 1959. 128 S.

Menandri reliquiae, pars altera, ed. A. Koerte-A. Thierfelder. Bibl. Teubneriana 1959. 358 S.

Ménandre Le Dyscolos publié par Victor Martin. Papyrus Bodmer IV. Cologny-Genève 1958. 115 S.

Kazimierz Michalowski, *Delfi Wydanie trzecie uzupelnione*. Państwowe Wydawnictwo Naukowe, Warszawa 1959. 228 S.

Walter Neuhauser, *Patronus und orator, eine Geschichte der Begriffe von ihren Anfängen bis in die augusteische Zeit*. Commentationes Aenipontanae XIV. Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 1958. 210 S.

Walter F. Otto, *Die Manen oder von den Urformen des Totenglaubens*. 2. Aufl. H. Gentner Verlag, Darmstadt 1958. 115 S.

Maria Luisa Paladini, *A proposito della tradizione poetica sulla battaglia di Azio*. Collection Latomus XXXV, Bruxelles 1958. 47 S.

Günther Patzig, *Die aristotelische Syllogistik*. Abh. Akad. Wiss. Göttingen, phil.-hist. Klasse 3. Folge Nr. 42. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1959. 207 S.

Pausanias en Corinthie (Livre II 1-15) édité par Georges Roux. Belles Lettres, Paris 1958. 195 S.

Michele Pellegrino, *L'inno del simposio di S. Metodio martire*, Introduzione, testo critico e commento. Università di Torino, Pubblicazioni della Facoltà di lettere e filosofia vol. X fasc. I, Torino 1958. 126 S.

Plutarchus Moralia VI 1 ed. Hubert-Drexler. Bibl. Teubneriana, Lipsiae 1959. 205 S.; VI 2 ed. Pohlenz-Westman. Bibl. Teubneriana, Lipsiae 1959. 239 S.; VI 3 ed. Ziegler-Pohlenz. Bibl. Teubneriana, Lipsiae 1959. 53 S.

Propertius Elegiarum libri IV ed. Schuster-Dornseiff. Bibl. Teubneriana, Lipsiae 1958. 252 S.

C. Rabirius *Bellum Actiacum e papyro Herculaniensi 817* edidit Ioannes Caruti. Università degli Studi di Bologna, Facoltà di lettere e filosofia. N. Zanichelli editore, Bologna 1958. 104 S.

Piero Rollero, *La Expositio evangelii secundum Lucan di Ambrogio come fonte della esegesi agostiniana*. Università di Torino, Pubblicazioni della Facoltà di lettere e filosofia, vol. X fasc. 4, Torino 1958. 155 S.

Jean Rudhardt, *Notions fondamentales de la pensée religieuse et actes constitutifs du culte dans la Grèce classique*. Librairie Droz, Genève 1958. 344 S.

Appendix Sallustiana, fasc. 1, *Epistulae ad Caesarem* ed. A. Kurfess. Bibl. Teubneriana, Lipsiae 1959. 27 S.

H. H. Scullard, *From the Gracchi to Nero*, a history of Rome from 133 B. C. to A. D. 68. Methuen & Co, London 1959. 450 S.

Sextus Empiricus, *Πνευματικῶν ἐποντικώσεων libros tres* ed. Mutschmann-Mau. Bibl. Teubneriana, Lipsiae 1958. 221 S.

M. S. Shellens, *Das sittliche Verhalten zum Mitmenschen im Anschluß an Aristoteles*. Felix Meiner, Hamburg 1958. 217 S.

Studi Sarsinati di P. E. Arias, S. Aurigemma, P. Burchi, N. Finamore, G. Maioli, G. A. Mansuelli, G. C. Susini, A. Veggiani. Società di Studi Romagnoli. Stab. Grafico F.lli Lega, Faenza 1957. 251 S.

J. Svennung, *Anredeformen, vergleichende Forschungen zur indirekten Anrede in der dritten Person und zum Nominativ für den Vokativ*. Verlag Almqvist & Wiksell, Uppsala 1958. 495 S.

Hans Peter Syndikus, *Lucans Gedicht vom Bürgerkrieg*, Untersuchungen zur epischen Technik und zu den Grundlagen des Werkes. Dissertation München 1958. 180 S.

T. Terencio Afro, *Comedias, La Andria El Eunuco* ed. L. Rubio. Ediciones Alma Mater, Barcelona 1957. 201 S.

Appendix Vergiliana, I Ciris-Culex recensuit A. Salvatore. Verlag Paravia, Turin 1957. 132 S.

L. G. Westerink, *Damascius, Lectures on the Philebus wrongly attributed to Olympiodorus*. Text, translation, notes and indices. North-Holland Publishing Company, Amsterdam 1959. 149 S.

Erik Wistrand, *Horace's ninth epode and its historical background*. Studia Graeca et Latina Gothoburgensia VIII, Göteborg 1958. 59 S.